

*nunu*

## Unterwegs mit Edmund de Waal

Schwerpunkt  
Jüdische  
Identität



# RSO

ORF RADIO SYMPHONIE  
ORCHESTER WIEN

# SAISON 2019.20

Chefdirigentin Marin Alsop  
[rso.ORF.at](http://rso.ORF.at)



RSO WIEN FEIERT

# 50!

ORF. WIE WIR.



VON DANIELLE SPERA  
HERAUSGEBERIN



VON ANDREA SCHURIAN  
CHEFREDAKTEURIN

## Für die Vielfalt

Was bestimmt die jüdische Identität, was macht uns jüdisch? Gebete, Feiertage, Bräuche, Gewohnheiten, all das bestimmt ein jüdisches Leben. Aber viel mehr als die Rituale, die Feiertage, bedeutet uns die Erinnerung an unsere Wurzeln. Aus dieser Erinnerung können wir Kraft schöpfen, sie gibt uns Sicherheit. Jude sein bedeutet auch – und das ist ganz wesentlich – zusammenzuhalten, Lehren aus unseren Erfahrungen und unserem Schicksal zu ziehen. Die Grundwerte des Judentums haben sich über Jahrhunderte hinweg, verstreut über die ganze Welt, erhalten, sie sind über viele Generationen weitergegeben worden. An ihnen halten wir Juden fest, durch sie sind wir miteinander verbunden.

„Jude sein – was ist das eigentlich?“ Jeder verbindet damit etwas anderes. Es gibt jede Menge unterschiedliche Auffassungen darüber, wie Menschen dieses „Jude sein“ auslegen und leben. Bei hundert Juden findet man dazu garantiert 120 Meinungen. Meist hört man, „Ich bin so geboren, es ist einfach so.“ Religion, Kindheitserinnerung, Tradition, Lebensgefühl, das Wissen um die Schicksalsgemeinschaft, die Erinnerung an die Schoah, all das und noch mehr wird genannt, wenn man Juden nach ihrer Identität fragt.

Aus diesem Grund haben wir uns für die aktuelle Ausgabe von **NU** diesem Thema gewidmet. Andrea Schurian war mit Edmund de Waal unterwegs, dem britischen Keramikünstler, der mit seinem Buch *Der Hase mit den Bernsteinäugen* die Geschichte seiner Familie, der Ephrussi, wieder in das kollektive Bewusstsein rückte. Viele Wienerinnen und Wiener dachten, das Palais Ephrussi hätte immer dem staatlichen Glücksspielkonzern gehört, der dort nach dem Zweiten Weltkrieg lange seinen Hauptsitz hatte. Dass die Familie Ephrussi einiges zum Aufbau der Infrastruktur unserer Stadt beigetragen hatte, 1938 enteignet, vertrieben und in alle Welt zerstreut wurde, darüber lag der in Österreich lange immanente Mantel des Schweigens. In der Familie de Waal-Ephrussi spielt das Thema Identität bis heute eine Rolle. Edmund de Waal beschreibt sich selbst als christlich aufgewachsenen, buddhistischen, anglikanisch-jüdischen Quäker. Das wichtige jüdische Prinzip, das Leben nach bestem Wissen und Gewissen zu leben und alle eigenen Talente auf das Beste zu nützen, erfüllt Edmund de Waal jedenfalls vortrefflich.

Nicht stehen zu bleiben, sich immer wieder zu erneuern und mit sich selbst im Reinen zu sein, gehört auch zum Thema Identität. Das jüdische Neujahrsfest bietet uns Anlass, darüber zu reflektieren, was in unserem Leben wesentlich ist. Jude sein heißt vor allem Mensch sein: „Kol Israel Areivim Se La Se“, wie es im Talmud steht – ganz Israel haftet füreinander. Alle Juden bürgen füreinander, sind füreinander da. Diesen wichtigen Grundsatz sollten wir gerade in den Tagen um Rosch Haschana und Jom Kippur verinnerlichen und versuchen, im nächsten Jahr danach zu handeln. In diesem Sinn wünsche ich Ihnen herzlich Schana Tova umetuka! Ein gutes und süßes neues Jahr, sowie eine gute Einschreibung in das Buch des Lebens.

## Eine Frage der Identität

Trennend, verbindend, dazugehörend, abgrenzend, inklusiv, exklusiv: Wie definiert sich Identität, gibt es eine explizit jüdische Identität? Ist sie statisch? Dynamisch? Ist die Zugehörigkeit zu einer Religion oder Ethnie identitätsstiftend? Der Schwerpunkt dieser **NU**-Ausgabe mischt sich aus verschiedensten Blickwinkeln, mit persönlichen Erinnerungen, kontroversiellen Kommentaren, konzisen Analysen in den Identitätsdiskurs ein. Die deutsche Schriftstellerin Lena Gorelik erklärt in ihrem ebenso witzigen wie tiefen Buch *Lieber Mischa ... der Du fast Schlomo Adolf Grinblum geheißten hättest, es tut mir so leid, dass ich Dir das nicht ersparen konnte: Du bist ein Jude* ihrem Sohn, was Jüdischsein bedeutet und welchen anti- und philosemitischen Vorurteilen er im Laufe seines Lebens begegnen würde. Wie eine Fortsetzung dazu lesen sich Ronni Sinais Erinnerungen an seine assimilierte Kindheit in Wien. Wie sehr ihre Sehnsucht nach Zugehörigkeit und Heimat das Schreiben der Dichterin Mascha Kaléko bestimmte, beschreibt der Psychotherapeut, katholische Theologe und Autor zahlreicher Bücher Arnold Metznitzner. Ob und wie sehr jüdische Identität für Israel Zusammenhalt und hochexplosiven Konfliktstoff bedeutet, fragt Michael Reinprecht die israelische Botschafterin Talya Lador-Fresher.

Danielle Spera, **NU**-Herausgeberin und Direktorin des Jüdischen Museums Wien, reflektiert über die identitätsstiftende Funktion eines jüdischen Museums. Davut Mizrahi, türkisch-österreichisch-jüdischer Kunsthändler und Restaurator, erklärt hingegen im Gespräch mit Dodie Schurzel: „Ich bin Davut Mizrahi. Das muss reichen.“ Konrad Paul Liessmann, einer der prominentesten und argumentationsstärksten Philosophen des Landes, zitiert aus Ludwig Wittgensteins *Tractatus logico-philosophicus*: „Von zwei Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von Einem zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts“, jeder Mensch könne also nur mit sich selbst identisch sein. Kritik an identitätspolitischen Konzepten übten auch Vertreter der Kritischen Theorie, so auch Theodor W. Adorno, den Ronald Pohl anlässlich des 50. Todestages würdigt.

Warum die jüdische Gemeinde in Belgrad auf die Barrikaden geht, berichtet Nathan Spasić. Weitaus weniger turbulent ist die Situation in Wien: Wie es in der IKG und im Stadttempel nach dem Rücktritt von Oberrabbiner Ariel Folger zu- und künftig weitergeht, analysiert René Wachtel. Zu Kontroversen und Diskussionen regt vielleicht der Kommentar von George Frey an: Er hält die Entscheidung, dass Jom Kippur weiterhin als Feiertag gilt und Jüdinnen und Juden in Österreich einen Feiertag mehr haben als alle anderen, im Lichte der Karfreitagsdiskussion für ungerecht und kontraproduktiv. Schreiben Sie uns Ihre Meinung dazu!

Ich wünsche Ihnen eine gute Einschreibung in das Buch des Lebens, vor allem aber ein friedvolles, gesundes und süßes neues Jahr.

# Demokratie ist mit Wählen! Fi~~o~~!



**Wahlkarte anfordern**  
Nationalratswahl 2019  
**29. September**

Du hast am Wahltag keine Zeit? **Beantrage deine Wahlkarte** jetzt im zuständigen Wahlreferat des Magistratischen Bezirksamtes: **bis 25. September 2019 schriftlich** (z.B. online unter [www.wahlen.wien.at](http://www.wahlen.wien.at) oder per E-Mail) **bis 27. September 2019, 12 Uhr, persönlich** (aber nicht telefonisch!).

Im 4., 6., 8., 9. und 19. Bezirk gibt es eigene Wahlreferate außerhalb des Bezirksamtes.

Alle Infos zur Wahl auf [www.wahlen.wien.at](http://www.wahlen.wien.at) oder telefonisch unter 01/50 255.

**Stadt  
Wien**

[www.wahlen.wien.at](http://www.wahlen.wien.at)



# Inhalt & Impressum

## Aktuell

Arbeitsfrei zu Jom Kippur:  
Ungerechtfertigtes Privileg?  
Kommentar von *George Frey*.....S. 6

Belgrader Juden auf  
den Barrikaden:Ein Bericht  
von *Nathan Spasić*.....S. 7

Neue Wege im Stadttempel:  
Kommentar von *René Wachtel*.....S. 8

„Jeder soll für sich definieren, was  
Judentum bedeutet“: *Mark Napadenski*  
im Gespräch mit Bini Guttman, dem  
neuer Präsidenten der European Union  
of Jewish Students.....S. 9

## Schwerpunkt: Jüdische Identität

Die Top Ten der antisemitischen  
Vorurteile: Warum sie wahr sind  
Von *Lena Gorelik* .....S. 12

Weder Abgrenzung noch Verzicht:  
Kommentar von *Eric Frey*.....S. 13

Arche Noah unter österreichischer  
Flagge: Erinnerungen an eine  
assimilierte Kindheit  
von *Ronni Sinai*.....S. 14

Eine Frage der Identität:  
Juden als Mitglieder einer religiösen  
Gemeinschaft und  
Angehörige einer Nation  
Von *Jonathan Rosenblum*.....S. 16

„Jüdischsein ist in Österreich immer  
noch keine Selbstverständlichkeit“:  
Christina Hainzl forscht über  
jüdisches Leben in Österreich  
Von *Michael Pekler*  
und *René Wachtel* .....S. 18

„Ich bin Davut Mizrahi, das muss  
genügen“: *Dodie Schurzel* über den  
sehr bestimmten türkisch-  
österreichisch-jüdischen  
Kunsthändler .....S. 20

Die große Herausforderung  
einer modernen  
jüdischen Identität: Kommentar  
von *Martin Engelberg* .....S. 23

Identität, speziell „jüdische Identität“:  
Der Schriftsteller und Psychologe  
*Arno Gruen* über das Gefühl, sich nicht  
zugehörig zu fühlen.....S. 24

„Heimweh, wonach?“, oder: „Wo  
gehöre ich hin?“:  
Für den Theologen *Arnold Metznitzner*  
bedeutet Identität,  
zu den Irrtümern des eigenen Lebens  
zu stehen.....S. 26

„Mit meinen Fragen habe ich diese  
Schweigemauer durchbrechen  
können“: *Gabriele Flossmann*  
im Gespräch mit dem Schriftsteller  
David Weiss .....S. 28

Einen Schritt beiseite wagen: *Danny  
Leder* wirft einen Blick  
auf die Vielfalt der ethnischen und  
geografischen Ursprünge  
der jüdischen Gemeinschaften in  
Afrika. ....S. 33

Ein jüdisches Museum zwischen  
gestern und morgen: Kommentar  
von *Danielle Spera*.....S. 36

Das große Ganze:  
Israel ist als Staat und Demokratie auf  
der Suche nach seiner Identität  
Von *Michael Reinprecht* .....S. 37

„Die Armee ist die Eintrittskarte in die  
israelische Gesellschaft“:  
Talya Lador-Fresher, israelische  
Botschafterin in Österreich, im  
Gespräch mit *Michael Reinprecht* ..S. 40

Inkonsistente Identität: Worin  
unterscheiden sich linke  
Identitätspolitik und  
rechte identitäre Politik?  
Kommentar von  
*Konrad Paul Liessmann* .....S. 42

## Israel

Von der Finsternis zum Licht:  
Moshe Safdie, der berühmteste  
Architekt Jerusalems, ha  
mit seinen Visionen die Stadt  
nachhaltig geprägt.  
Ein Porträt  
von *René Wachtel*. ....S. 43

## Unterwegs mit

dem Londoner Künstler Edmund de  
Waal durch das jüdische Venedig  
Von *Andrea Schurian* .....S. 46

Die Ephrussis: Eine Zeitreise im  
Jüdischen Museum Wien  
Von *Gabriele Kohlbauer* .....S. 48

## Kultur

„Was wir zu hören bekamen,  
war oft mehr, als wir ertragen  
konnten“: Edek Bartz und  
Albert Misak machten als Geduldig  
und Thimann zwanzig Jahre  
lang mit jiddischen Songs auf sich  
aufmerksam. Ein Porträt  
von *Gabriele Flossmann*.....S. 48

Wiederholungen als Wege zum Selbst:  
*Ronald Pohl* über Theodor W. Adorno  
zu dessen 50. Todestag .....S. 52

Unerschrockene Beharrlichkeit  
für ein klein wenig Trost:  
Die Arbeiten des russisch-  
französischen Historikers Léon  
Poliakov sind in einer Neuauflage  
auf Deutsch erschienen.  
Von *Marc Ottiker* .....S. 54

Humor als Waffe:  
Elia Suleiman ist palästinensischer  
und israelischer Regisseur zugleich.  
Ein Porträt anlässlich seines neuen  
Films von *Gabriele Flossmann* ....S. 56

## Zeitgeschichte

Identität zum Überleben:  
Geduldete und verordnete Kunst im  
Konzentrationslager  
Von *Rosalinda Napadenski* .....S. 58

## Chassidische Weisheiten

von Oberrabbiner Chaim *Paul  
Eisenberg*. Warum ein Griffel  
sehr nützlich sein kann .....S. 60

## Bücher

Neuerscheinungen, gelesen von  
*Gregor Auenhammer* .....S. 62



Erscheinungsweise:  
4 x jährlich  
Nächste Ausgabe:  
Dezember 2019.  
Auflage: 4.700

### KONTAKT

Tel.: +43 (0)1 535 63 44  
Fax: +43 (0)1 535 63 46  
E-Mail: office@nunu.at  
Internet: www.nunu.at

### BANKVERBINDUNG

IBAN:  
AT78 1100 0085 7392 3300  
BIC: BKAUATWW

### SIE SIND AN EINEM

NU-ABONNEMENT INTERESSIERT?  
Jahres-Abo (vier Hefte) inkl. Versand:  
Österreich: Euro 22,-  
Europäische Union: Euro 25,-  
Außerhalb der EU: Euro 28,-

### ABO-SERVICE,

VERTRIEB &  
ANZEIGEN  
Ronni Sinai  
ronni.sinai@  
nunu.at



# Arbeitsfrei zu Jom Kippur: Ungerechtfertigtes Privileg?

KOMMENTAR VON GEORGE FREY

Am 9. Oktober werden viele Wiener Jüdinnen und Juden die Synagoge besuchen, um Jom Kippur zu begehen. Jene, die in einem Dienstverhältnis stehen, werden an diesem Tag einen zusätzlichen freien Tag in Anspruch nehmen, der ihnen auf Grund des Generalkollektivvertrags auch zusteht. Im Gegensatz zu den vergangenen Jahren – und nach der Neuregelung des Karfreitags durch die ehemalige Bundesregierung – wird Jom Kippur der einzige Feiertag sein, der zusätzlich zu den Urlaubstagen genommen werden darf. Damit können Juden in Österreich einen Urlaubstag mehr haben als alle anderen Bediensteten.

Am Tag darauf findet im Ernst-Happel-Stadion ein Fußballspiel zwischen Österreich und Israel statt; ein wichtiges, vorentscheidendes Spiel, das der siegreichen Mannschaft gute Chancen auf die EM-Qualifikation eröffnet. Viele meiner Wiener jüdischen Freunde und Bekannten, die sonst österreichische Sportler voll unterstützen, werden dort wohl mit Begeisterung israelische Fahnen schwingen, inbrünstig die Hattikvah mitsingen und bei etwaigen israelischen Toren jubeln.

Was haben die beiden Anlässe miteinander zu tun, abgesehen davon, dass sie an zwei aufeinanderfolgenden Tagen stattfinden?

Beide beinhalten eine Kernfrage unserer Identität als Juden und Jüdinnen in Österreich: Wie stark ausgeprägt ist unsere Solidarität, unsere

Loyalität und unser Zugehörigkeitsgefühl zu Österreich und seinen Institutionen – im absoluten Sinn und eben auch relativ zum Staat Israel.

Ich bin in Wien geboren und aufgewachsen, habe die meiste Zeit meines Lebens hier gewohnt und habe hier Familie und viele Freunde, jüdisch und nichtjüdisch. Ich verspüre eine starke Bindung an und Dankbarkeit für dieses Land, trotz Ambivalenz und vieler Zweifel und Ärgernisse.

Ich konnte seit jeher jene Juden in Wien nicht verstehen, die hier mit Selbstverständlichkeit die besten Rahmenbedingungen für ein friedliches, sicheres, erfolgreiches Leben (jüdisch und im Allgemeinen) nutzen, aber zugleich Solidarität mit Österreich und Patriotismus kleinreden oder sogar verneinen.

Wir Juden haben in Österreich aufgrund des Holocaust und der daraus resultierenden Verantwortung der Republik eine gewisse Sonderstellung. Das führt z.B. dazu, dass jüdisches Leben in Österreich gefördert wird, dass jüdische Institutionen besonders geschützt werden und dass die Erinnerung an die Vertreibung und Vernichtung jüdischen Lebens ein wesentlicher Eckpfeiler für das Selbstverständnis Österreichs bleibt.

Aber Sonderstellung bedeutet nicht Besserstellung. Es gibt aus meiner Sicht keine moralische Rechtfertigung, weshalb Jom Kippur anders behandelt werden sollte als jeder andere Feiertag einer religiösen Minderheit. Genauso wie Moslems, Protestanten

und Buddhisten sollen Juden, wenn ihnen ein Feiertag besonders wichtig ist, einen ihrer Urlaubstage dafür in Anspruch nehmen. Das ist auch eine Frage der Solidarität – ich wünsche mir kein ungerechtfertigtes Privileg auf Kosten der restlichen Bevölkerung.

Bei Sportveranstaltungen mit israelischer Beteiligung schlägt auch mein Herz für den israelischen Sportler – egal ob Jude oder Araber –, auch dann, wenn ich seinen oder ihren Namen zu meist noch nie gehört habe.

Aber wenn ich um drei Uhr in der Früh aufstehe, dann deshalb, um mir Dominic Thiem bei den US Open anzusehen. Und wenn Marcel Hirscher den Olympiaslalom fährt, dann stockt mir der Atem, wie er es beim israelischen Judoka nicht tut. Diesen Patriotismus vergesse ich nicht, wenn es um die EM-Qualifikation gegen Israel geht.

Was bedeutet das konkret für diese beiden Themen?

Ich erwarte mir von den politischen Verantwortlichen der IKG, dass sie auf die ungerechtfertigte Besserstellung des Extra-Feiertags verzichten, statt um etwas zu kämpfen, das mit größter Wahrscheinlichkeit ohnehin angefochten und vor Gericht nicht halten wird.

Im Ernst-Happel-Stadion sollten die jüdischen Sportvereine uns allen eine österreichische und eine israelische Fahne in die Hand drücken, damit wir unsere beiden Loyalitäten zum Ausdruck bringen können. Es ist ja voll okay, auf einen Sieg Israels zu hoffen – bloß bitte nicht auf eine Niederlage Österreichs.

*nu*

# Belgrader Juden auf den Barrikaden

VON NATHAN SPASIĆ

Vor dem Justizministerium in Belgrad versammeln sich seit Ende Juni fast täglich Dutzende Mitglieder der kleinen jüdischen Gemeinde. Sie demonstrieren, weil sie meinen, dass die serbische Regierung ihre Rechte als Religionsgemeinschaft untergrabe. Diese würde sich weigern, den im März bei einem außerordentlichen Votum designierten Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde, Alexander Jinker, als solchen anzuerkennen und einzutragen. Damals erhielt Jinker 335 Stimmen, sein Kontrahent, der bisherige Vorsitzende Danilo Medić, nur fünf. „Nun steht das jüdische Leben still, weil die Regierung einen Konflikt illegal aufrechterhält“, so Jinker. Diese wiederum verweist auf einen andauernden Rechtsstreit mit Medić, dessen Ausgang erst abgewartet werden müsse.

Die Vorgeschichte: 2016 verabschiedete das serbische Parlament ein Gesetz, welches die Rückgabe und Reparationszahlungen für während der Schoah konfisziertes Eigentum vorsieht. Dabei wurden etliche Liegenschaften, die sich vor der Schoah in jüdischem Besitz befanden, an die jüdische Gemeinde übergeben. Zusätzlich verpflichtete sich Serbien, bis 2041 jährlich Zahlungen in Höhe von 950.000 Euro an die Gemeinde zu leisten. Diese Mittel werde man für Bildung, die Unterstützung von Schoah-Überlebenden und den Kampf gegen Antisemitismus verwenden, hieß es vonseiten des damaligen Gemeindevorstands. Zur gleichen Zeit wurde der nun im Visier der Demonstranten stehende Geschäftsmann Danilo Medić zum Vorsitzenden der jüdischen Gemeinde Belgrads gewählt. Bereits nach kurzer Zeit erhoben Kritiker den Vorwurf,

Medićs Verwaltung des Gemeindevermögens sei intransparent. So soll er die im Restitutionsgesetz festgelegte Berichtspflicht über die Verwendung der Gelder missachtet und keinen Bericht abgegeben haben. Medić bestreitet die Behauptung und verteidigt seinen Umgang mit den Gemeindefinanzen: „Jeder kann sich nach der finanziellen Situation der Gemeinde erkundigen und Antworten erhalten.“ Der designierte Vorsitzende Alexander Jinker kontert, dass Medić die Buchhaltung unter Verschluss halten und den Belgrader Juden den Zugang



Die Synagoge Sukkat Shalom im Belgrader Stadtzentrum.

verweigern würde. Nun hat sich auch Oberrabbiner Isak Asiel in den Konflikt eingeschaltet und erhebt schwere Vorwürfe.

In einer Videobotschaft spricht er von „zehn Plagen“, welche die Gemeinde ereilt hätten, und wirft Medić vor, er habe die Gemeinde in eine undemokratische, hierarchische Partei umgewandelt. Zudem soll er mit einer eigens dafür gegründeten Firma Restitutionsgelder intransparent verwaltet haben. „Danilo Medić behandelt das Budget der jüdischen Gemeinde Belgrad, als ob es das Investitionsbudget seiner privaten Firma wäre“, so der Oberrabbiner. Medić gefährde damit nicht nur die Existenz der jüdischen Gemeinde in Belgrad, sondern auch der gesamten jüdischen Gemeinde Serbiens, heißt es weiter. Seine Arbeits- und Geschäftsprin-

zipien hätten nichts mit jüdischer Tradition gemein. „Aus diesen Gründen sagte ihm die absolute Mehrheit der jüdischen Gemeinde in Belgrad: ‚Geh weg!‘, wie Mose einst dem Pharao sagte: ‚Lass mein Volk gehen!‘“. Der Oberrabbiner wirft Medić vor, er habe ungehorsame Gemeindeglieder marginalisiert, ihm wohlgesinnte mit Posten belohnt.

In einem Schreiben an Alexander Jinker sichert der Europäische Jüdische Kongress der Gemeinde Belgrads seine volle Unterstützung zu, um „die Ordnung und das Vertrauen wiederherzustellen“.

Man blicke angesichts der aktuellen Situation und der mangelnden Transparenz zutiefst besorgt nach Belgrad. „Es ist nicht hinnehmbar, dass die Restitutionsgelder von ihren rechtmäßigen Berechtigten abgezweigt werden“, heißt es abschließend.

Ein weiterer Grund für die Opposition gegen Medić war dessen Rolle in der Causa rund um die geplante Errichtung eines Einkaufszentrums auf dem Gelände des ehemali-

gen Konzentrationslagers Topovske Šupe am Stadtrand von Belgrad. Dabei hat Medić als Gemeindevorsitzender den Abriss des Lagers schriftlich abgesehnet. Topovske Šupe war das erste Konzentrationslager auf serbischem Gebiet und wurde von August bis Dezember 1941 betrieben. In diesem Zeitraum wurden knapp 4300 Menschen, hauptsächlich Juden und Roma, ermordet. Oberrabbiner Asiel spricht in einem Interview von Verrat und kündigt weitere Schritte an.

In einer Aussendung schreiben die Demonstranten: „Wir bitten nicht um viel. Nur um die Rechte, die uns die Verfassung Serbiens garantiert. Dafür werden wir auch weiterhin demonstrieren!“. Für die nächste Ausgabe reist NU nach Belgrad, um sich ein genaueres Bild vor Ort zu machen.

nu



# Neue Wege im Stadttempel

KOMMENTAR VON RENÉ WACHTEL

Ende Juni kündigte überraschend Arie Folger: Er trat als Oberrabbiner von Wien zurück und damit auch als Vorsteher der Synagoge in der Seitenstettengasse. Der offizielle Tempel der Israelitischen Kultusgemeinde ist für viele Juden in Wien der wichtigste und einzige religiöse Bezugspunkt. In der Sitzung des Kultusrates im Juli 2019 wurde eine Rabbinerfindungskommission installiert, die alle Strömungen der Gemeinde vertritt, bestehend aus zwölf stimmberechtigten Personen sowie zwei nicht stimmberechtigten Beisitzern. Diese Kommission soll bis Ende des Jahres einen neuen Oberrabbiner finden und damit auch einen Vorsteher für die Synagoge Seitenstettengasse.

In der Zwischenzeit werden Oberkantor Shmuel Barzilai und Kantor Alexander Lerner die Gebete leiten, die Tora-Lesungen bleiben weiterhin in den bewährten Händen von Thomas Gross.

Jetzt stellt sich die Frage: Benötigt man denn überhaupt einen Oberrabbiner? Viele Gemeindeglieder sind nach der schwierigen Zeit unter Rabbiner Arie Folger froh, dass rasch eine Lösung gefunden wurde, die erstens aus dem Haus kommt und gemeinsam mit dem neuen Tempelvorstand sowie dem

Generalsekretariat bzw. Präsidium ausgearbeitet wurde und zweitens Ruhe in den Stadttempel bringt.

Der neue Tempelvorstand, in den im vergangenen März erstmals auch drei Frauen gewählt wurden, hat viel zur Beruhigung beigetragen. Mit seinem Sprecher, dem neu in den Tempelvorstand gewählten Professor Arnold Pollak, hat der Tempelvorstand seinen Öffentlichkeitsauftritt deutlich verbessert und wirkt nicht, wie oft in der Vergangenheit, als zerstrittener Haufen. Er hat auch die Betenden aufgefordert, mehr für ihren Stadttempel zu tun; in einem Bürgerforum wurde diskutiert, wie der Stadttempel wieder attraktiver gemacht und vor allem auch die Jugend einbezogen werden könnte. Viele Gemeindeglieder waren damals noch skeptisch, nicht zuletzt wegen der polarisierenden Figur von Rabbiner Folger. Das hat sich durch dessen Rücktritt erledigt.

Schon nach den ersten Schabbats im Juli machte sich im Stadttempel eine neue Stimmung bemerkbar, die Geschlossenheit signalisierte und auch ein volleres Haus brachte.

Eine der neuen Ideen war, die Menschen aufzufordern, Draschot (Predigten) am Freitagabend und Samstag zu halten. Es machen schon Etliche davon Gebrauch, die Draschot sind in-

teressanter, vielfältiger und – speziell, wenn sie Thomas Gross macht – auch humorvoller geworden.

Es geht jetzt darum, die Gemeindeglieder, die in den letzten Jahren dem Stadttempel ferngeblieben waren, zur Rückkehr zu motivieren, ihnen ein Gemeinschaftsgefühl zu vermitteln, ein „Zuhause“ zu geben. Ob es gelingt, wird sich vor allem rund um die Hohen Feiertage zeigen.

In der Diskussion rund um die Berufung eines neuen Oberrabbiners hat IKG-Präsident Oskar Deutsch immer wieder betont, wie wichtig es sei, einen Rabbiner zu finden, den die Gemeindeglieder verstehen – und vice versa. Viele sind geprägt durch die fast 70 Jahre währende Ära Eisenberg Vater und Sohn und derer liebevoller, familiärer, humorvoller, auf die Menschen zugehender und, ja, immer wieder auch etwas unorthodoxer Gemeindearbeit. Sie hoffen, dass auch der neue Oberrabbiner zumindest einige dieser Eigenschaften hat und genügend Empathie zeigt. Deshalb überwiegt die Meinung, lieber länger zu suchen, als der Gemeinde (vor-)schnell einen Rabbiner aufs Auge zu drücken, so wie es bei Rabbiner Folger damals der Fall war.

So gesehen ist die aktuelle Situation eigentlich gar nicht so schlecht. *nu*

# „Jeder soll für sich definieren, was Judentum bedeutet“

**Mitte August wurde Bini Guttman, Co-Präsident der jüdischen österreichischen HochschülerInnen (JöH), zum Präsidenten der European Union of Jewish Students gewählt. Ein Gespräch über florierendes jüdisches Leben in Europa, zunehmenden Antisemitismus und was es für ihn bedeutet, ein junger Jude in Europa zu sein.**



© MICHAEL RAUSCH-SCHOTT / VERLAGSGRUPPE NEWS / PICTUREDESK.COM

VON MARK NAPADENSKI

**NU: Gratulation zum Wahlerfolg. Lass uns bei den Wurzeln anfangen: Welche Rolle spielt für dich die jüdische Identität?**

**Bini Guttman:** Ich war mein Leben lang in jüdischen Institutionen, Sportvereinen und Schulen, also mein gesamtes Wertesystem baut darauf auf. Das Judentum ist ein wesentlicher Teil meiner Identität.

**Bist du religiös?**

Ich gehe in die Synagoge, allerdings weniger oft, als ich gerne würde. Andererseits bin ich aber religiöser als die meisten, die in unserem Vorstand aktiv sind. Ich esse zum Beispiel nur koscheres Fleisch und lege jeden Tag Tefillin an. Es sollte jeder für sich eine Grenze finden und definieren, was das Judentum für ihn bedeutet. Das ist ja auch das Schöne im Judentum. Du kannst gleichzeitig Atheist und jüdisch sein, das macht den Unterschied zu anderen Religionen. Das Judentum ist eben nicht nur eine Religion, sondern viel mehr, ein Volk und eine Kultur.

**Du bist Co-Präsident der Jüdischen österreichischen HochschülerInnen-schaft. Würdest du sagen, dass ihr alle jungen jüdischen Studenten vertrittet?**

Ich habe es jedenfalls versucht. Wir haben gemeinsame Veranstaltungen für Ashkenasen und Bucharen gemacht, beispielsweise ein bucharisches Schabbat-Dinner. Wir planen auch für

den Herbst eine größere Aktion, in der die Diskriminierung innerhalb der jüdischen Gemeinde thematisiert werden soll. Allerdings muss ich durchaus selbstkritisch sagen, dass der Großteil in der JöH säkulare aschkenasische Juden sind. So gesehen vertreten wir den religiösen Teil weniger als den säkularen, auch, weil weniger Bedarf besteht. Die religiöse Gemeinde hat ihre eigenen Institutionen. Aber natürlich sind wir in allen unseren Events inklusiv und offen. Alle unsere Schabbat-Essen sind koscher, es kommen auch viele religiöse Leute, aber chassidische Jugendliche kommen naturgemäß eher selten zu uns. Im Großen und Ganzen würde ich sagen, dass die JöH ein größeres Spektrum abdeckt, als alle anderen Jugendorganisationen außer vielleicht MacCabi und die Zwi Peres Chajes-Schule. Die JöH sollte beispielhaft sein für die gesamte jüdische Gemeinde. In meiner Generation verändert sich auch einiges zwischen den georgisch-bucharischen und aschkenasischen Gemeinden zum Besseren. Das könnte auch als Vorbild dienen. Aber natürlich gibt es auch bei uns Luft nach oben.

**Welche Rolle spielt das Judentum für die JöH?**

Besonders der kulturelle und politische Aspekt sind wichtig, wiewohl wir natürlich auch religiöse Aspekte abdecken. Wir veranstalten zu den meisten Feiertagen Events, einmal im Monat gibt es ein gemeinsames Schabbat-Essen,

zu dem fast immer über hundert Leute kommen. Wir sind allerdings in erster Linie keine religiöse, sondern eine kulturelle und politische Organisation, die auch für nichtjüdische Menschen offen ist. Man wird an der Tür nicht gefragt, ob man jüdisch ist! (*lacht*) Es geht auch um Themen wie LGBTQ im Judentum, andererseits hatten wir auch Veranstaltungen mit den Rabbinern der Gemeinde hier bei uns.

**Wie stehst du zu Reformbewegungen im Judentum? Sollen Frauen auch Rabbinnen werden können?**

Das ist eine sehr grundsätzliche Frage in Wien. Hier gibt es eine orthodoxe Gemeinde, die nicht religiös ist, was ein sehr interessanter Fall ist. Es ist aber natürlich so, dass in der traditionellen Ausrichtung des Judentums die Position der Frau keine gute ist. Da besteht sicherlich Reformbedarf. Ich bin aber keine rabbinische Autorität, deswegen kann ich nicht über Halacha reden. Doch in vielen Ländern bekommen Frauen auch in orthodoxen Gemeinden immer mehr Platz eingeräumt. Bei den Wahlen zum Tempelvorstand gab es zum Beispiel fünf Plätze für Männer und drei für Frauen. Dass es nicht fünfzig-fünfzig ist, erachten wir als problematisch.

**Wie kam es, dass du dich für die Position des Präsidenten der European Union of Jewish Students (EUJS) beworben hast?**

Dafür muss ich erklären, warum ich überhaupt bei der JöH angefangen

habe. Vor fast drei Jahren hat die FPÖ zum Gedenken an die Novemberpogrome eine Podiumsdiskussion über den neuen Antisemitismus organisiert und dazu bekannte Islamkritiker eingeladen, da Antisemitismus in ihren Augen nur von der islamischen Seite kommt. Diese Islamkritiker haben dann mit rechtsextremen FPÖ-Politikern, die Verbindungen zur organisierten Neonazi-Szene haben, diskutiert, obwohl die FPÖ eine strukturell antisemitische Partei ist, wie sich auch in den letzten Jahren hinlänglich gezeigt hat. Es ist ein Beispiel dafür, wie rechtsextreme Parteien in ganz Europa versuchen, sich an die jüdischen Gemeinden und vor allem auch an Israel anzubiedern, um ihren Rassismus weißzuwaschen und zu kaschieren. Wir haben damals eine Demonstration organisiert, denn mit diesen Menschen gedenke ich nicht meiner Vorfahren. Kurz darauf haben wir die JöH wieder aktiver gestaltet, um jungen Juden – auch solchen, die für andere Jugendorganisationen bereits zu alt waren – einen Ort zu geben, wo sie sich politisch und kulturell betätigen

listischer werden und solidarisch sein mit anderen Gruppen, die diskriminiert und unterdrückt werden. Der Antisemitismus steigt zwar, aber Jüdinnen und Juden sind in vielen Ländern nicht das erste Ziel von rassistischem Hass. Außerdem möchte ich eine jährliche Policy-Konferenz einführen, bei der es jedesmal um ein anderes Thema gehen wird. Beginnen würde ich gerne mit Zionismus, um darüber zu diskutieren, was für uns als junge europäische Juden Zionismus im 21. Jahrhundert bedeutet. Ich glaube, die Antwort, auf die wir kommen werden, wird sehr anders sein als das, was 60-jährige Amerikaner, die den Diskurs in der Diaspora beherrschen, darüber denken.

**Welche Rolle spielt für dich der Zionismus? Du warst Mitglied des Hashomer Hatzair, der sich ganz klar zum Zionismus bekennt. Wirst du daher auch das Amt des Präsidenten in diesem Sinne ausüben?**

Ja, ich bin grundsätzlich Zionist und die Ideologie des Shomers hat mich sehr geprägt. Gleichzeitig finde ich nicht alles gut, was die israelische

inklusive der Mannschaft und den Eltern versuchten, unsere Kabine zu stürmen. Die Mannschaft wurde von der Liga ausgeschlossen. Das war ein ziemlich arger Vorfall! Im Stadion habe ich auch schon viel Antisemitismus gehört. Auf der amerikanischen Neonazi-Website *Judaswatch* ist ein Profil von mir angelegt, mit Fotos und Artikeln, die ich geschrieben habe und mit einem Davidstern daneben, um zu kennzeichnen, dass ich ein Jude bin! Mein Einfluss ist, laut *Judaswatch*, leider „low“.

**Als Präsident aber nicht mehr!**

Ich schreibe ihnen und frage, ob sie mich upgraden können. (*lacht*) Spaß beiseite, solche Sachen sind beängstigend! Ich glaube, dass sich Antisemitismus durch alle Gesellschaftsschichten in Österreich bis hin zur ehemaligen und vielleicht auch zukünftigen Regierung zieht. Er ist allgegenwärtig und nimmt im Moment auch wieder zu. Der Unterschied zwischen Österreich und Deutschland ist die Aufarbeitung, in Österreich muss noch viel Arbeit geleistet werden. Im Großen und Ganzen

„Es muss unsere Generation sein, die ihre Meinung ganz klar und deutlich sagt, damit wir etwas verändern können.“

können. So bin ich auch zum ersten Mal in Kontakt mit der EUJS gekommen und habe gemerkt, dass es ganz viele Themen gibt, die nicht nur in Österreich problematisch sind. Rechtsextremismus ist leider in ganz Europa ein Problem; den muss man, um effektiv zu sein, auf gesamteuropäischer Ebene bekämpfen. Deswegen habe ich kandidiert. Priorität wird eine Kampagne gegen Rechtsextreme und rechte Parteien in Europa sein.

**Was willst du in der EUJS verändern?**

Ich möchte sie aktionistischer machen, so wie die JöH. Als Studenten können wir uns einfach mehr erlauben, um uns Gehör zu verschaffen. Die EUJS hat dahingehend auch schon viel erreicht. Als der damalige iranische Präsident Mahmoud Achmadinejad vor dem UNHCR über Israel sprach, haben EUJS-Aktivist\*innen die Rede gestört. Sie alle wurden verhaftet und haben dadurch für große internationale Aufmerksamkeit gesorgt. Die EUJS soll auch universa-

Regierung macht. Zionismus ist nicht immer gleich Israel Advocacy, das ist nicht dasselbe. Ich finde, dass wir zu Israel stehen müssen, aber es ist auch legitim, die israelische Regierung zu kritisieren – gerade weil wir Zionisten sind! Es ist natürlich immer schwer, hier die Linie zu finden, weil man von anderen Kräften missbraucht werden kann, mit denen man nichts zu tun haben möchte. Ich glaube, dass es ganz wichtig wäre, einen Ort für linke und liberale Zionisten zu schaffen, die üblicherweise in jüdischen Organisationen nur wenig Platz haben. Es ist unsere Verantwortung, auch solchen Positionen einen Platz zu bieten.

**Hast du schon Antisemitismus erfahren müssen?**

Schön öfter, in allen möglichen Formen. Vor allem bei Maccabi Wien, wo ich Fußball gespielt habe, gab es eine ganze Reihe an Vorfällen. Einmal mussten wir uns einsperren, bis die Polizei kam, nachdem die gegnerischen Fans

ist es aber in den letzten dreißig Jahren besser geworden. Es gibt in Europa derzeit Antisemitismus von Rechtsextremen, es gibt islamistischen Antisemitismus, und es gibt auch den Antisemitismus der extremen Linken. Ganz wichtig ist, alle Antisemitismen zu bekämpfen. Jeder, der sich nur eine Seite aussucht, weil es gerade politisch opportun ist, meint es nicht ernst im Kampf dagegen und ist sicher niemand, mit dem wir zusammenarbeiten können.

**Fühlst du dich als Jude in Europa sicher?**

Ich bin auf der Straße nicht als Jude zu erkennen, daher ist meine Erfahrung sicherlich eine ganz andere als von Leuten, die wirklich als Juden erkennbar sind. Natürlich erfahren sie mehr Antisemitismus im Alltag als ich. Ich fühle mich schon sicher, vor allem gibt es die Bewachung aller jüdischen Einrichtungen. Ich war in der ZPC-Schule, die wahrscheinlich das sicherste Gebäude Österreichs ist und ein bisschen aussieht wie ein Gefängnis. Ich gehe auch

# Junge Jüdinnen und Juden bringen trotz Belästigungen in Europa ihre jüdische Identität zum Ausdruck

© DUDI YAKNIN/FASHRO



„Viele jüdische Europäerinnen und Europäer sind Belästigungen ausgesetzt, lassen sich aber nicht unterkriegen und bringen ihre jüdische Identität deutlich zum Ausdruck.“ So lautet die Schlussfolgerung eines Berichts, der von der Europäischen Kommission und der FRA (EU-Agentur für Grundrechte) veröffentlicht wurde. Zunehmende Hetze und Intoleranz zeigen, dass die gemeinsamen Anstrengungen unbedingt fortgesetzt werden müssen, um die seit Langem bestehenden und anhaltenden Feindseligkeiten gegenüber Jüdinnen und Juden angemessen zu bekämpfen.

Aus dem Bericht „Young Jews in contemporary Europe“ geht hervor, dass sich junge jüdische Europäerinnen und Europäer weitgehend klar zu ihrer jüdischen Identität bekennen, obwohl sie Antisemitismus noch stärker ausgesetzt sind als die ältere Generation. Der Bericht basiert auf Daten von mehr als 2700 jungen jüdischen Europäerinnen und Europäern, die 2018 für die Erhebung der FRA zu „Erfahrungen und Wahrnehmungen von Antisemitismus“ befragt wurden. Er zeigt auch, dass sich diese jungen Menschen der allgemeinen Veränderungen in der Gesellschaft im Hinblick auf die zunehmende Hetze und Intoleranz bewusst sind und sich in Europa generell unsicher fühlen.

Die EU-Kommissarin für Justiz, Ver-

braucherschutz und Gleichstellung, Věra Jourová, betont: „Jungen jüdischen Europäerinnen und Europäern ist ihre jüdische Identität sehr wichtig. Es macht mich traurig, zu hören, dass sie um ihre Sicherheit besorgt sind, sich nicht trauen, eine Kippa zu tragen und einige sogar eine Auswanderung in Erwägung ziehen. Wir müssen rasch handeln, um den Antisemitismus in Europa zu bekämpfen und unsere Anstrengungen bündeln, um die Sicherheit unserer jungen Menschen zu gewährleisten. Wir möchten, dass junge Menschen jüdischen Glaubens in Europa so aufwachsen, dass sie sich vollständig zugehörig fühlen. Antisemitismus stellt eine Bedrohung für unsere europäischen Werte dar. Deshalb gehört seine Bekämpfung zu unseren Prioritäten und arbeiten wir eng mit den Mitgliedstaaten zusammen, um dafür zu sorgen, dass diese jungen Menschen vollständig Teil unserer Union sind.“

„Antisemitismus in Europa ist wie ein hartnäckiger Fleck, der nicht rausgeht“, sagt der Direktor der FRA, Michael O’Flaherty. „Wir sind es allen Jüdinnen und Juden und insbesondere den künftigen Generationen schuldig, diesen Fleck ein für allemal zu entfernen, indem wir abgestimmte Maßnahmen auf EU- und nationaler Ebene ergreifen und eng mit den jüdischen Gemeinden zusammenarbeiten.“

## Basierend auf den Daten der EU-Agentur für Grundrechte (FRA)

81 Prozent der jungen jüdischen Europäerinnen und Europäer bekennen sich zu einer starken jüdischen Identität.

Vier von fünf jungen jüdischen Europäerinnen und Europäern sagen, dass Antisemitismus in ihren Ländern ein Problem ist und sind der Ansicht, dass Antisemitismus in den letzten fünf Jahren zugenommen hat.

81 Prozent der jungen jüdischen Europäerinnen und Europäer sind der Ansicht, dass Rassismus in ihren Ländern ein Problem ist, und 74 Prozent bemerken speziell eine Zunahme von Hass gegenüber Muslimen.

Das Gedenken an den Holocaust ist der wichtigste Faktor für die jüdische Identität der jungen jüdischen Europäerinnen und Europäer (95 Prozent).

Während das Thema „Unterstützung Israels“ bei der Identität der jungen jüdischen Europäerinnen und Europäer eine geringere Rolle spielt als für die ältere Generation, geben 85 Prozent der Befragten an, dass ihnen in ihren Ländern zumindest „gelegentlich“ die Schuld für das gegeben wird, was von der israelischen Regierung unternommen wird.

44 Prozent der jungen jüdischen Europäerinnen und Europäer haben Erfahrungen mit antisemitischen Belästigungen; das sind 12 Prozent mehr als in der älteren Generation. 80 Prozent der jungen Opfer melden Belästigungen nicht bei der Polizei oder einer anderen Behörde.

45 Prozent der jungen jüdischen Europäerinnen und Europäer entscheiden sich dafür, in der Öffentlichkeit keine erkennbaren jüdischen Gegenstände zu tragen, mitzuführen oder sichtbar zu machen, da sie um ihre Sicherheit fürchten.

41 Prozent haben bereits an Auswanderung gedacht, da sie sich in ihrem Land als Person jüdischen Glaubens nicht sicher fühlen.

48 Prozent sind der Ansicht, dass sie von ihrer Regierung angemessen geschützt werden, aber nur 17 Prozent finden, dass Antisemitismus in ihrem Land wirksam bekämpft wird.

Die Ergebnisse entstammen der Erhebung, die von der FRA unter der jüdischen Bevölkerung von zwölf Mitgliedstaaten, in denen schätzungsweise über 96 Prozent der jüdischen Bevölkerung der EU leben, durchgeführt wurde. An der Erhebung haben mehr als 2700 Jüdinnen und Juden im Alter von 16 bis 34 Jahren teilgenommen. Auf Anregung der European Union of Jewish Students ersuchte die Europäische Kommission die FRA um Erstellung dieses Berichts. Die FRA beauftragte das Institute for Jewish Policy Research mit dessen Abfassung.

(4.7.2019, [www.fra.europa.eu](http://www.fra.europa.eu))

in eine Synagoge, vor der sehr viel Polizei steht. Das ist für mich ganz selbstverständlich.

Vor zwei Jahren war ich mit der EUJS in Brüssel und dann in Washington. In Brüssel stehen vor der Synagoge Soldaten mit Maschinengewehren, in Washington niemand. Wobei es sich mittlerweile auch in den USA leider sehr geändert hat. Dennoch war es dort, als würdest du hier in Österreich in eine Kirche gehen. Das hat mich zum Nachdenken gebracht, weil ich die Situation

in Washington viel eigenartiger fand als in Brüssel!

## Gibt es noch etwas, was du zu Jom Kipur den Lesern und Leserinnen als Präsident mitteilen möchtest?

Dass wir als junge Jüdinnen und Juden uns einsetzen müssen für die Werte, die uns wichtig sind, weil sie in ganz Europa oder eigentlich auf der ganzen Welt immer mehr in Gefahr geraten. Es muss unsere Generation sein, die ihre Meinung ganz klar und deutlich sagt,

damit wir etwas verändern können, auch wenn wir eine sehr kleine Gruppe sind. Aber damit es nicht falsch rüberkommt: Ich glaube, dass es Jüdinnen und Juden in Europa nicht schlecht geht, und dass das jüdische Leben ein sehr gutes und vielfältiges ist. Es geht darum, genau dies zu bewahren, weiterzuentwickeln und zu schauen, dass es nicht schlechter wird. Das würde ich mir wünschen von vielen jungen Jüdinnen und Juden! Und natürlich „ois Guade“ im neuen Jahr! (*lacht*)

*nu*

# Die Top Ten der antisemitischen Vorurteile: Warum sie wahr sind

VON LENA GORELIK

## 1. Juden haben Hakennasen

Grundsätzlich gilt: Alles, worüber Juden Witze machen, trifft zu. Meine Nase sieht eindeutig sonderbar aus. Möglicherweise noch keine klassische Hakennase, wie man sie aus Nazikarikaturen kennt, aber doch zu lang. Kürzer zwar als die der meisten meiner Familienmitglieder, aber eben zu lang. Macht nichts, ich habe auch abstehende Elefantenoehren, die diese Nase wunderbar ergänzen.

## 2. Juden haben Glatzen

Was soll ich sagen? Mein Vater hat eine Glatze. Er hatte schon immer eine Glatze, an seine Haarfarbe erinnere ich mich nicht. Mischas Vater hat eine Glatze. Über die Glatze ist er trauriger als ich. Früher zählte er seine verbliebenen Haare. Nun rasiert er sich immer den Kopf, damit man die Glatze nicht als solche erkennt. Ich find's nicht schlimm. Er ist doch Jude.

## 3. Juden haben viel Geld

Rothschilds Existenz will ich natürlich nicht leugnen. Leider Gottes ist er nicht mit uns verwandt (obwohl alle Juden irgendwie miteinander verwandt zu sein scheinen oder es angeblich sogar sind).

## 4. Juden sind Wucherer

Der „Judenzins“ ist bekannt. Ich selbst verleihe ja eher Bücher als Geld. Die kriege ich leider nur selten zurück (weshalb ich dann Geld für andere Bücher ausgeben muss; ein Teufelskreis). Ich sinniere schon länger darüber, einen Bücherjudenzins einzuführen: Wer ein Buch zu spät oder unzufrieden zurückgibt – unzufrieden, obwohl ich eines meiner geliebten Bücher voller Begeisterung weitergegeben habe –, muss den Bücherjudenzins zahlen. So käme ich zu Geld und könnte eine richtige Jüdin werden, die Bücher verleiht zu Wucherpreisen. Die Welt wäre dann ein Stück weit mehr so, wie man sie sich vorstellt. Und ich hätte Geld und Bücher.

## 5. Juden haben eine problematische Beziehung zu ihrer Mutter

Nein, natürlich nicht. Aber damit würde ich lügen. (Was Juden ja auch angeblich gern tun.) Also, jetzt mal jüdisch-

ehrlich: Problematisch ist die Beziehung nicht. Aber sie, wie soll ich sagen, gestaltet den Alltag: „Wie hast du geschlafen? Hast du das gesunde Kopfkissen benutzt, das ich dir neulich geschickt habe?“, „Was hast du gefrühstückt? Wie, du frühstückst nicht? Das ist doch die wichtigste Mahlzeit des Tages!“, „Weißt du, wie kalt es in München werden soll? Nimm einen Schal. Jaja, ich leg ja schon auf!“ Und das alles vor neun Uhr morgens. Aber problematisch? Nein, problematisch ist die Beziehung nicht.

## 6. Juden sind schlauer als andere

Schach spielen konnte ich mit drei, lesen mit vier Jahren. An meiner Intelligenz liegt das nicht – etwas anderes hätte ich meinem Vater schlichtweg nicht antun können. So wie sportverrückte Väter in US-Filmen von ihren Söhnen erwarten, Baseball zu spielen, und nicht damit umgehen können, wenn diese lieber Ballett tanzen, so ist es für jüdische Eltern unvorstellbar, dass das Kind keine Leseratte ist, wie sie, ihre Eltern, Groß- und Urgroßeltern es gewesen sind.

## 7. Juden sind verschlagen, hinterlistig, gerissen

Gerissen schon. Hinterlistig nicht. Gerissen mussten die Juden sein, um zu überleben. Weil es oft um Leben und Tod ging – oder um den Alltag. „Ich hätte gerne das Fischbrötchen!“, bestellt ein Jude. „Das ist aber Schinken, nicht Fisch!“, antwortet der Verkäufer. „Habe ich Sie gefragt, wie der Fisch heißt?“ Gerissen schon. Hinterlistig nicht.

## 8. Juden sind Lobbyisten, klüngeln

„Das ist einer von uns“, sagt mein Vater, wenn er jemanden etwas Kluges im Fernsehen sagen hört. Auch auf Hebräisch ist „jemand von uns“ ein gängiger Begriff. So eine Art große Familie, ein Zusammengehörigkeitsgefühl über Landesgrenzen hinweg. Weil Jüdischsein irgendwie verbindet. Warum, wissen wir selbst nicht so genau. Heutzutage bezeichnen manche das als „Judenlobby“. So nennt das aber „keiner von uns“.

## 9. Jüdische Weltverschwörung

Ist doch kein Klischee, gibt's doch wirklich. Man muss nur die Augen aufmachen. Die jüdische Claims Confe-



Lena Gorelik, geboren 1981 in Sankt Petersburg, kam 1992 zusammen mit ihrer russisch-jüdischen Familie als „Kontingentflüchtling“ nach Deutschland. Schon ihr Erstling *Meine weißen Nächte* (2004) wurde von der Literaturkritik als „der beste Roman über Deutschland“ und „absolut hinreißendes Buch“ gelobt. *Hochzeit in Jerusalem* war 2007 für den Deutschen Buchpreis 2007 nominiert. Im März 2011 erschien ihr hinreißend komisches, kluges, schonungslos ehrliches Buch *Lieber Mischa...* im Graf Verlag. Lena Gorelik wurde mit dem Bayerischen Kunstförderpreis, dem Ernst-Hoferichter-Preis und dem Förderpreis Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg ausgezeichnet. [www.lenagorelik.de](http://www.lenagorelik.de)

rence erschlich sich zum Beispiel Entschädigungszahlungen in Höhe von 42 Millionen Dollar. Das ist zwar noch keine Weltverschwörung an sich, sondern eine Sauerei und im Grunde ein Phänomen, das nicht nur in der Politik weit verbreitet ist. Aber man könnte es, wenn man wollte, als Vorzeichen von Weltverschwörung betrachten. Andere Vorzeichen fallen mir nicht ein. Denn: Leider dürfen bei der Weltverschwörung nur auserwählte Juden mitmachen. Mich laden sie nicht dazu ein.

## 10. Juden sind inzestgefährdeter als andere

Nun, wer so gute Filme macht wie Woody Allen, darf heiraten, wen er will. Und wenn's seine Katze ist.

*Aus: Lena Gorelik: „Lieber Mischa: ... der Du fast Schlomo Adolf Grinblum heißen hättest, es tut mir so leid, dass ich Dir das nicht ersparen konnte: Du bist ein Jude“.*

*Nachdruck mit freundlicher Genehmigung des List Verlags*



# Weder Abgrenzung noch Verzicht

**Der Versuch, eine jüdische Identität nur durch positive Inhalte zu leben, ist weniger leicht als es klingt.**

KOMMENTAR VON ERIC FREY

Wenn man rechte Österreicher fragt, was eigentlich ihre Identität ausmacht, die sie mit so viel Kraft verteidigen, so bekommt man meist all das zu hören, was sie nicht sind und nicht tun: Wir sind nicht faul und unzuverlässig, wir wollen keinen Gottesstaat, wir unterdrücken unsere Frauen nicht. Identität definiert sich hier vor allem durch Abgrenzung zu anderen und Betonung des Negativen.

Seit ich als Jugendlicher begonnen habe, mich mit der Frage meiner Identität auseinanderzusetzen, habe ich genau das versucht zu vermeiden. Wer ich bin, soll sich durch positive Werte und Traditionen definieren und nicht über die Abgrenzung von anderen, die leicht in Verachtung und sogar Hass umschlagen kann. Und so wie viele andere säkular aufgewachsene Juden wollte ich mein Judentum über die schönen Seiten der Tradition erleben und nicht unbedingt über Verzicht und Verbote.

Doch gerade beim Judentum ist dieser zeitgeistgerechte Vorsatz nicht leicht umzusetzen. Schließlich bilden die 613 Gebote und Verbote den Kern der Religion, und von denen sind die Mehrzahl Verbote, nämlich 365. Die Speisegesetze der Kaschrut, die Regeln

für den Schabbat, die Traditionen der meisten Feiertage beruhen auf jenen Handlungen, die man als frommer Jude nicht setzen darf. Und das berührt auch das Leben von traditionellen Juden, die es mit dem Gesetz nicht so genau nehmen. Natürlich kann man Pessach feiern, indem man eine Woche Mazzes isst. Aber Sinn ergibt diese Tradition erst dann, wenn man auf Brot und Teigwaren in dieser Zeit verzichtet. Und wer die Stimmung eines echten Schabbats erleben will, der muss an diesem Tag gewisse Dinge unterlassen. Ohne Fasten ist Jom Kippur ein Tag wie jeder anderer.

Und vergessen wir nicht: Judentum ist eine Religion und eine Kultur, die von Anfang an auf eine Abgrenzung gegenüber anderen Völkern ausgerichtet war. Das war historisch und soziologisch gesehen der Zweck der Speisegesetze: Wer nur koscher essen darf, kann nicht mit anderen speisen. Und gemeinsame Mahlzeiten waren und sind die Grundlage für Beziehungen. Auch heute noch gilt: Je orthodoxer ein jüdisches Leben, desto stärker wird die gesellschaftliche Abschottung.

Und auch in einem nicht durch Religion geprägten jüdischen Leben ist eine gewisse Abgrenzung stets präsent. Das Gefühl, anders zu sein, ist ein entscheidender Bestandteil

jeder jüdischen Identität. Meine erste Erinnerung in dieser Hinsicht geht zurück auf meine Zeit in der öffentlichen Volksschule in Wien, als ich beim Morgengebet die Hände nicht faltete und mich dafür nicht schämte und im Dezember stolz erklärte, dass das Christkindl zu mir nicht kommen wird, weil wir nicht Weihnachten feiern. Weihnachten nicht zu feiern war das Entscheidende, denn Chanukka, das wusste ich damals schon, war kein echter Ersatz für das größte christliche Fest.

Ich bleibe dennoch dabei, Identität als positive Erfahrung im mehrfachen Sinn anzustreben. In meiner Familie leben wir ein liberales, progressives Judentum, das wir mit Inhalten zu füllen versuchen – Schabbat-Kerzen, Feiertage, jüdische Kultur und bei meiner Tochter jiddische Musik –, ohne uns im Leben einzuschränken. Fasten zu Jom Kippur und Mehlverzicht zu Pessach sind die Ausnahmen. Und wir grenzen uns von der nichtjüdischen Welt nicht ab, weder von den Menschen noch von den Werten oder Traditionen. Diese Art der Identität entspricht einem modernen, aufgeklärten Ideal. Ich denke, das kann gelingen. Aber so wie Tewje der Milchmann in *Anatevka* macht uns das auch zu Geigern auf dem Dach. Und die können abstürzen. *nu*

# Arche Noah unter österreichischer Flagge

**In den 1960er Jahren als jüdischer Bub in Österreich aufzuwachsen, war durchaus eine Herausforderung. Lieber unauffällig bleiben, lautete das Motto. Erinnerungen an eine assimilierte Kindheit.**

VON RONNI SINAI (TEXT UND ZEICHNUNGEN)

Beliebt in Interviews ist häufig die Frage nach der Vervollständigung des Satzes „Meine Mutter hat immer gesagt: ...“. In meinem Fall wäre die Antwort: „Du wirst einmal weder da noch dort dazugehören.“ Mit „da“ war die jüdische Gemeinde, mit „dort“ der Rest der Gesellschaft gemeint (oder umgekehrt?), wobei der Satz insgesamt die Bedrohung einer Vereinsamung vermittelte, einer Ausgrenzung als Österreicher durch Österreicher. Doch wie kam es zu dieser Äußerung meiner Mutter, die auch mein Vater durchaus bekräftigte?

Es begann in der Volksschule, die ich in unserem Wohnort Klosterneuburg besuchte, in den Sechzigern noch eher dem ländlichen Raum zuzuordnen und zudem dem Einfluss des Chorherrenstiftes ausgesetzt – was durch die Präsenz von einschlägigen kirchlichen Vereinen und Aktivitäten zu bemerken war. Ich war noch nicht einmal sechs Jahre alt und musste die Religionsstunde schon in einem anderen Klassenzimmer verbringen, wengleich gemeinsam mit ein paar evangelischen Kindern, die mich für „ihresgleichen“ hielten. Doch um „meinesgleichen“ zu begegnen, sollte ich nach Wien zu einem eigenen Religionsunterricht der Kultusgemeinde geschippert werden, der zu meinem unsäglichen Bedauern justament zeitgleich mit der wöchentlichen Kasperlaufführung in der Urania stattfand, welche – wäre es nach mir gegangen – eindeutig Priorität gehabt hätte.

## **Eindringlicher Einzelunterricht**

Ich erinnere mich gut an die erste Religionsstunde. Ich war interessanterweise der Einzige und bekam sozusagen Privatunterricht von einem mir äußerst



unsympathischen Mann mit merkwürdigem Akzent. Aufgrund einer auf Geheiß des Lehrers – oder was auch immer er war – angefertigten Zeichnung der Arche Noah, welcher ich die österreichische Flagge verpasste, und auch wegen einiger widersprüchlicher Aussagen meinerseits, an die ich mich im Detail nicht mehr so genau erinnern kann oder will, bekam der Herr Lehrer Zweifel, ob ich überhaupt Jude sei, was er in einer Frage auch formulierte. Ich sagte, ich sei nicht Jude (sondern gemäß meiner Geburtsurkunde mosaisch, was ich dachte, aber nicht erwähnte). So kam es zu einer Nachfrage des Lehrers an meine Eltern, ob meine Teilnahme am jüdischen Religionsunterricht vielleicht ein peinlicher Irrtum sein könnte. Selbstverständlich sei ich Jude, gaben meine entsetzten Eltern zurück.

Darauf folgte meine erste eindringliche Lektion im Einzelunterricht. Ich musste auf einen linierten A4-Bogen so oft „Ich bin Jude, ich bin Jude, ich bin ...“

schreiben, bis dieser gefüllt war. Aus heutiger Sicht wohl eine pädagogisch bedenkliche Aufgabe eines mäßig begabten Lehrers. Aber immerhin wirksam, ich habe bis heute nicht vergessen, was ich bin, wer weiß, wie mein Leben sonst verlaufen wäre. Am Ende hätte ich gar ein Dasein als langweiliger Agnostiker gefristet, den Namen des Herrn ohne fehlenden Buchstaben schreiben oder sogar Israel kritisieren dürfen. Auch käme ich ohne ökumenisches Weihnukka-Fest im Dezember aus und dürfte keine antisemitischen Bemerkungen machen. (Anmerkung: Als Jude darf man durchaus gelegentlich Antisemit sein, aber Bedenken gegenüber israelischer Politik sind zumindest hierzulande ein No-go, womit sich linke Juden, wie etwa André Heller oder allen voran Bruno Kreisky in der Gemeinde seinerzeit nicht gerade beliebt gemacht haben.) Letztlich liegt der Verdacht nahe, dass aufgrund des Zwischenfalles im Rahmen meiner ersten Religionsstunde Jahre später der Begriff „mosaisch“ gegen „israelitisch“ ausgetauscht wurde, was meiner Ansicht nach allerdings nicht zu einem gesteigerten Identitätsbewusstsein beigetragen hat. Manchmal wurde mir die Frage gestellt – und das nicht nur von bildungsfernen Menschen –, ob ich aus Israel komme oder wann wir nach Österreich eingewandert seien. Vielleicht hätte ich antworten sollen, dass wir uns lange gewehrt hätten und erst in jüngster Geschichte aus dem heiligen Land vertrieben wurden.

Zurück zur Schulzeit. Um der bereits angesprochenen Vereinsamung entgegenzuwirken und Kontakt zu Glaubensgenossen (?) zu vermitteln, nahmen mich meine Eltern zu den wöchentlichen Schwimmbänden des jüdischen

Sportklubs Hakoah mit, dessen Präsident mein Vater war und der ein wesentliches Element der jüdischen Identität meiner Familie darstellte. Die Sache wurde durchaus ernst genommen, ich nahm in weiterer Folge an Schwimmbewerben teil, nur um festzustellen, dass dies nicht der Sport war, dem meine Leidenschaft gelten sollte. Unser Trainer klärte mich des Öfteren nicht ohne Anlass auf, dass es sich bei diesem Sport nicht um Baden, sondern um Schwimmen handle.

### Lieber Tennis als Chochmezzzen

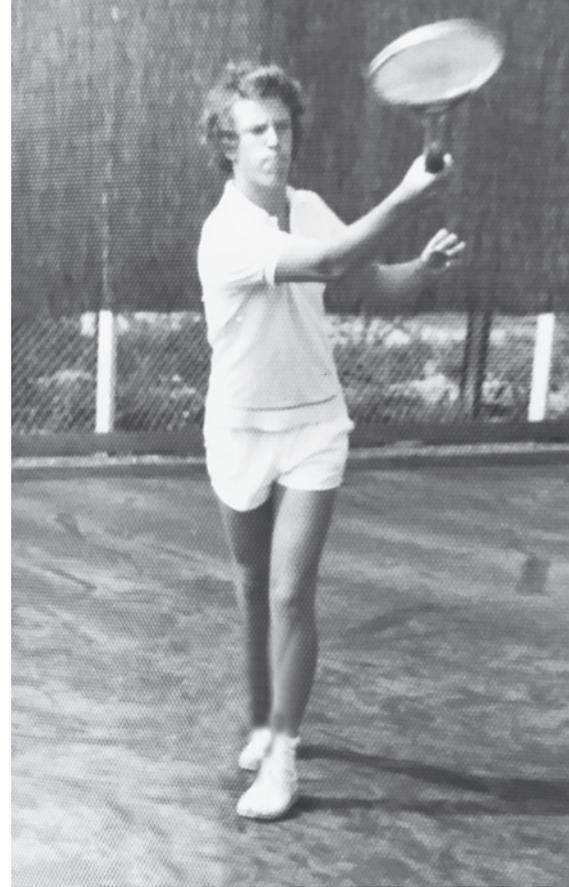
Ein weiterer missglückter Versuch meiner Eltern, mir ein Stück jüdischer Identität nahezubringen, bestand darin, mir den Haschomer Hatzair zu empfehlen, eine Jugendorganisation etwa wie koschere Pfadfinder. Tatsächlich kam mir der Schomer aber nicht ganz koscher vor, eine

einem (nichtjüdischen) Tennisverein, bei welchem sie selbst spielten, denn die Hakoah hatte damals noch keine Tennissektion. Erst dort fühlte ich mich akzeptiert, jedoch nicht wegen meiner Herkunft, sondern – wie es mir heute logischer erscheint – wegen meiner ersten sportlichen Erfolge und als anerkannter Trainingspartner beziehungsweise respektierter Gegner. Erst in der späteren Pubertät gelang es mir auf diese Weise, meine Unsicherheit abzulegen.

### Gojim Naches

Erst später begann ich meine Eltern in ihren Ängsten zu verstehen. Meine Mutter, die als Kind schon kontaktfreudig und gesellschaftlich integriert war, durfte 1938 im Alter von 14 Jahren von einem auf den anderen Tag ihre beste Freundin nicht mehr besuchen, musste die Schule wechseln. Sie bemerkte schon vor dem „Anschluss“, dass „etwas mit ihr nicht stimmte“, wie sie es mit eigenen Worten ausdrückte. Wie schlimm muss es für ein Kind sein, im Heimatland nur aufgrund seiner Abstammung so ausgegrenzt zu werden? Eine Abstammung, die es zuvor gar nicht wahrnahm, weil man es vielleicht seitens der Eltern mit dem Begehen der jüdischen Feiertage nicht so genau genommen hatte, oder weil das Kind eine „normale“ Schule besuchte und dort seinen Freundeskreis pflegte?

Ich denke, dass diese traumatischen Erfahrungen und Ängste an die nächste Generation mehr oder weniger bewusst weitergegeben wurden. Manchmal auch in Form eines übersteigerten Identitätsbewusstseins, indem man sich des Terminus des „auserwählten Volkes“ bediente und so den jüdischen Nachkommen vermittelte, sich nicht anzubiedern an die „Gojim“ (abfälliger Ausdruck für Nichtjuden), sich nicht an deren Traditionen und Vergnügungen („Gojim Naches“) anzupassen. In unserer Familie ging es aber eher um das „Dukken“. Lieber unauffällig bleiben, schien das Motto zu lauten, um keine antisemitischen Attacken zu provozieren. Wohl nicht zuletzt deswegen blieb ich von diesen weitgehend verschont. Und wenn dann doch jemand in meiner Ge-



genwart einen Judenwitz der zynischeren Art erzählte oder sich über die jüdische Weltverschwörung alterierte, ohne über meine Herkunft Bescheid zu wissen oder diese „vergessen“ hatte, kam es oft zur wohlbekannten Entschuldigung: „Ja, wenn alle so wären wie du.“ G'tt sei Dank sind sie es nicht.

### Outen statt Opferrolle

Es mag den positiven Entwicklungen der Gesellschaft der letzten Jahrzehnte, aber auch meiner persönlichen geschuldet sein, dass es hier zu einem Paradigmenwechsel gekommen zu sein scheint. Nun ist es eher „schick“, Jude zu sein, es regt Interesse, rechte Kreise solidarisieren sich regelrecht mit uns im Kampf gegen die Weltherrschaft – diesmal – des Islam. Die Damen geben sich dem Mythos hin, wir seien die besseren Liebhaber, wofür mir allerdings keine wissenschaftlichen Expertisen bekannt sind. Wie auch immer, für mich besteht kaum noch Unbehagen, mich als Jude zu outen, und ich mache damit durchaus gute Erfahrungen. Ich bin Kritiker jener konservativen Kreise in der Gemeinde, die hinter jedem Eck Antisemitismus orten und aus der Opferrolle heraus versuchen, eine Besserstellung in so manchen Belangen zu erreichen. Ich treffe Juden, die mir in dieser Ansicht voll zustimmen. Zu denen sage ich dann: „Ja, wenn alle so wären wie du.“ *nu*



für mich fremde Welt, der ich mich als eher schüchterner Jugendlicher nicht verbunden fühlte. Da wurde „gehochmezzt und geteigezzt“ bis zum Abwinken, ich hatte Komplexe, weil ich dachte, die wissen über alles Bescheid, wissen mit 14 schon, wie die Welt funktioniert oder warum nicht. Und ich nahm ihnen das unkritisch ab. Sport war dort eher auch kein Thema, meine Eltern brachten mich mittlerweile zu

VON JONATHAN ROSENBLUM

Oft schon wurde beklagt, wie sehr sich die jüngeren nichtorthodoxen amerikanischen Juden von Israel entfremdet hätten – das belegte auch kürzlich in aller Ausführlichkeit eine Studie der Soziologen Stephen M. Cohen und Ari Kelman. Ihr Befund bestätigt eine Vielzahl von Ergebnissen sozialwissenschaftlicher Untersuchungen, die das rapide schwindende Gefühl, ein Volk zu sein, und den wachsenden Unwillen, eine besondere Verantwortung für andere Juden zu bejahen, unter amerikanischen Juden zum Thema haben.

Es hat Versuche einer optimistischen Interpretation dieser Ergebnisse gegeben. Auch wenn das Gefühl für eine jüdische Identität im ethnischen Sinne stark zurückgegangen sei, so wurde argumentiert, sei die Zahl der religiös lebenden Juden konstant geblieben und wachse vielleicht sogar. Leider bietet eine solche Interpretation wenig Trost. Was immer auch für ein religiöses Leben spricht, das die gegenseitige Verantwortung von Juden füreinander herunterspielt: Judentum ist es nicht.

Lawrence Hoffman, Professor für Liturgie am Hebrew Union College, sagt über den neuen Reform-Siddur, er berücksichtige die Tatsache, „dass immer mehr Menschen Wert legen auf den persönlichen Glauben im Gegensatz zur Religion eines Volkes – die Suche des Einzelnen nach dem Göttlichen“.

Diese Betonung des subjektiven Erlebens der Gläubigen als ausschließlicher Maßstab für die Gültigkeit religiöser Rituale ist dem deutschen Protestantismus des 18. Jahrhunderts entliehen. Doch gibt es wesentlich ältere Vorläufer. Die Quintessenz des heidnischen Rituals, stellte Rabbi Yosef Ber Soloveitchik fest, besteht darin, dass es Sinn allein durch die emotionale Wirkung erlangt, die es auf den das Ritual Erlebenden ausübt.

Im jüdischen Denken, fährt Rabbi Soloveitchik fort, ist das objektive Gebot das Wichtigste, nicht die subjektiven Gefühle stehen im Vordergrund. Das Wort Mizwa, Gebot, ist aus der Wurzel, die Verbindung bedeutet, abgeleitet. Kurz: Der Wesenskern des Gebots ist die Verbindung, die zwischen demjenigen, der das Gebot ausführt, und Gott, der gebietet, hergestellt wird. Freude ist ein



# Eine Frage der Identität

## Warum Juden Mitglieder einer religiösen Gemeinschaft und zugleich Angehörige einer Nation sind.

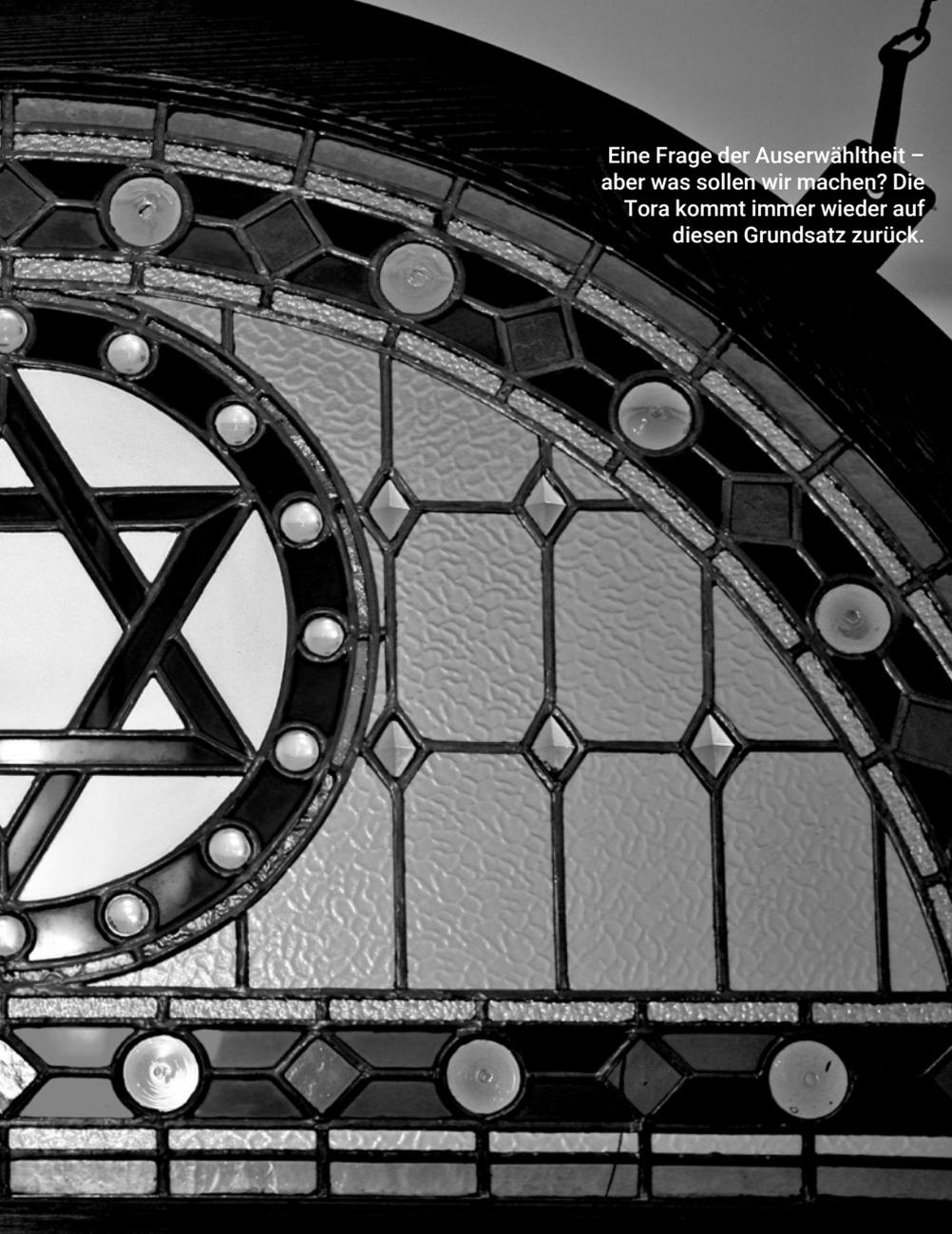
Nebenprodukt und nicht das Ziel der korrekten Ausführung des göttlichen Willens.

### Die Auserwählten

Kein jüdischer Begriff hat im Verlauf der Jahrtausende so große Anfeindung hervorgebracht und löst bei modernen Juden so viel Unbehagen aus wie der Begriff der Auserwähltheit; eine Auserwähltheit, die sich in der Idee der jüdischen Nation ausdrückt. Auf einem 1996 vom Monatsmagazin *Commentary* veranstalteten Symposium über den Zustand des jüdischen Glaubens in den Vereinigten Staaten war fast kein nichtorthodoxer Theologe zu einer bedingungslosen Bejahung des Gedan-

kens, die Juden seien das auserwählte Volk Gottes, bereit. Aber was sollen wir machen – die Tora kommt immer wieder auf diesen Grundsatz zurück. Wenn wir aus der Tora vorlesen, segnen wir Gott als den „Einen, der uns aus allen Nationen auserkoren hat“. Die Tora schildert uns als „ein Königreich der Priester, eine heilige Nation“ und wiederholt als „die geliebte Nation“ Gottes.

Im Kuzari schreibt Rabbi Jehuda Halevi, die Juden seien einzigartig unter den monotheistischen Religionen, denn die Offenbarung fand vor einem ganzen Volk statt und wurde nicht einem einzelnen Propheten zuteil. Der Unterschied betrifft nicht nur die Offenbarung. In den anderen Religionen legt der einsame



Eine Frage der Auserwähltheit – aber was sollen wir machen? Die Tora kommt immer wieder auf diesen Grundsatz zurück.

© CREATIVE COMMONS

Prophet die Glaubensgrundlagen fest; und diejenigen, die diese Grundlagen annehmen, werden Mitglieder der Glaubensgemeinschaft. Im Judentum hingegen wird beschrieben, wie ein ganzes Volk einen Bund mit Gott schließt. Es ist ein Bund mit einer ganzen Nation.

### Ideale Gesellschaft

Mit Seiner Offenbarung an ein ganzes Volk übertrug Gott dieser Nation eine gemeinsame Aufgabe, die für jedes einzelne Mitglied verpflichtend ist. Diese Aufgabe besteht in nichts Geringerem, als der Welt Gottes Existenz zu verkünden. Manchmal erfüllen wir diese Aufgabe durch unser Tun und manchmal durch das, was wir erleiden. Rabbi Samson Raphael Hirsch betonte, Gott offenbare sich in der Geschichte in erster Linie durch das Schicksal des jüdischen Volkes.

Die Aufgabe ist eine universelle; doch sie beginnt mit einem bestimmten Volk. Nur indem wir unter uns eine ideale Gesellschaft schaffen, können wir der Welt zeigen, wie eine Gesellschaft, die auf einer Beziehung zu Gott beruht, aussehen könnte. Natürlich beschreibe ich hier ein Ideal, das in keiner jüdischen Gesellschaft existiert.

Da die Aufgabe eine nationale Aufgabe ist, bekräftigt die Halacha immer wieder die gegenseitige Verantwortung, die das Verhältnis von Juden als Bürger einer einzigen Nation prägen muss. Daher ist es verboten, einem jüdischen Mitbürger Geld zu leihen – obwohl die Logik allein ein Zinsverbot nicht vorschreibt, so wenig, wie sie es verbietet, jemandem seinen Esel zu vermieten. Ebenso legt die Halacha im Fall von verlorenen Gegenständen unterschiedliche Pflichten auf, je nachdem ob sie einem

jüdischen Mitbruder oder einem Nichtjuden gehören. Der Grund in beiden Fällen: der Jude ist „dein Bruder“. Ich kann Kiddusch für einen anderen Juden sprechen, der nicht weiß, wie man es macht, auch wenn ich meine Verpflichtung bereits erfüllt habe. Dahinter verbirgt sich die Vorstellung, dass kein Jude seine Verpflichtung erfüllt hat, bis alle Juden sie erfüllt haben.

### Besondere Liebe

Im christlichen Denken – und auch für die meisten modernen Juden – hat die Idee einer besonderen Liebe für die jüdischen Schwestern und Brüder etwas Niedriges. Viel höher gilt den meisten die universelle Liebe zur gesamten Menschheit. Nach der jüdischen Auffassung hingegen ist es ausschließlich die Liebe zum Einzelnen, durch die wir lernen, andere in unsere Fürsorge und Anteilnahme einzubeziehen. Diejenigen, die behaupten, sie liebten alle Menschen gleichermaßen, enden gewöhnlich so, wie es auf dem bekannten Autoaufkleber heißt: „Ich liebe die Menschheit. Es sind die Menschen, die ich nicht ausstehen kann.“

Dieser Unterschied in der Sichtweise, argumentiert Rabbi Ber Soloveitchik in der neuesten Ausgabe des Commentary, erklärt auch, warum das Judentum, im Gegensatz zum Christentum, das Ideal des Zölibats ablehnt. Die besondere Liebe zu Frau und Kindern beeinträchtigt die höhere, universelle Liebe keineswegs. Laut der Tora ist gerade diese besondere Liebe die notwendige Bedingung für die Entwicklung einer allumfassenden Liebe. Ein Hohepriester ohne Ehefrau konnte den Jom Kippur Gottesdienst nicht durchführen.

Wenn Juden das Gefühl für die gegenseitige Abhängigkeit voneinander verlieren und damit für die Pflichten, die die gegenseitige Verantwortung mit sich bringt, geht etwas verloren, das weit über ethnische Identität hinausgeht. Diese ethnische Identität selbst ist nichts anderes als die abgeschwächte Essenz dessen, was es heißt, Jude zu sein – Bürger jener Nation zu sein, die einen göttlichen Auftrag hat. *nu*

*Veröffentlichung mit freundlicher Genehmigung von [www.jewishmediaresources.com](http://www.jewishmediaresources.com) und [www.mishpacha.com](http://www.mishpacha.com)*

# „Jüdischsein ist in Österreich immer noch keine Selbstverständlichkeit“

**Christina Hainzl forscht an der Donau-Universität Krems über „Jüdisches Leben in Österreich“. Ein Gespräch über kulturelle Zugehörigkeit, tradierte Bilder und multiple Identitäten in Europa.**

VON MICHAEL PEKLER  
UND RENÉ WACHTEL

**NU:** Ihr Projekt widmet sich anhand längerer Interviews einer Bestandsaufnahme österreichisch-jüdischer Identität. Werden Sie vom Ergebnis überrascht sein?

**Christina Hainzl:** Zunächst muss man festhalten, dass die Studie noch bis Ende des Jahres läuft, also nicht abgeschlossen ist und aufgrund des Studiendesigns nicht repräsentativ sein kann. Sie verfolgt einen Storytelling-Ansatz, das bedeutet ein offenes Erzählen, wie Menschen „das Jüdische“ für sich erleben und wahrnehmen, welche Assoziationen hinzukommen. Wobei ich den Begriff „Gespräche“ bevorzuge. Es geht um jüdische Identität als persönliche Wahrnehmung und darum, aus diesen individuellen Sichtweisen neue Fragestellungen abzuleiten. Warum eignet sich diese Herangehensweise? Weil Gespräche im Unterschied zu Fragebögen mehr Rück-

schlüsse auf das Warum und Wie erlauben, oder darauf, welche Emotionen eine Rolle spielen. Dieser Ansatz wird häufig in der Feldforschung verwendet.

**Wie viele Gespräche haben Sie bisher geführt?**

Zwanzig bis dreißig, langfristig sind siebzig bis achtzig in einem längeren Zeitraum wünschenswert. Interessant ist dabei natürlich auch eine Langzeitperspektive, ob sich Meinungen ändern oder verstärken.

**Was wäre ein solcher längerer Zeitraum?**

Das hängt davon ab, wie sich die gesellschaftliche und politische Situation verändert. Die Frage, was das Jüdische denn ausmacht, und die damit fast immer assoziierte Problematik des Antisemitismus, verändern sich sehr schnell in Europa. Das kann man in den letzten Jahren beobachten. Viele Gesprächspartner bestätigen, dass sie sich

in den letzten drei, vier Jahren unsicherer fühlen, dass sich die Situation verschlechtert. Es herrscht größere Angst vor Diskriminierung und vor Übergriffen. Gleichzeitig empfinden viele die österreichische Situation hinsichtlich jüdischen Lebens als sehr stabil und positiv. Wien wird etwa als sehr lebenswerte Stadt empfunden, das ist eine Erkenntnis, die man jetzt schon bestätigen kann. Das „lebenswert“ bezieht sich dabei auf das kulturelle Angebot, die jüdischen Schulen und Vereine. In Gesprächen wird immer wieder berichtet, dass die Vielfalt jüdischer Kultur kaum sonst an einem Ort in Europa so gegeben ist. Zugleich gibt es aber eine spürbare Vorsicht, weil man natürlich weiß, welche Entwicklungen es in anderen europäischen Ländern, wie etwa Frankreich und Belgien, gibt.

**Wie würden Sie jüdische Identität(en) in Österreich einschätzen? Kann sich die**

## Identität des Einzelnen dadurch verändern?

Das hängt davon ab, welche Rolle das Jüdischsein für den Einzelnen bedeutet. Es gibt eine große Gruppe von Personen, die nicht möchten, dass jemand weiß, dass sie jüdischer Herkunft sind. In einem Gespräch wurde dies so beschrieben: Sie wollen auf keiner Liste in einem Verein oder der Kultusgemeinde sein. Das ist vollkommen legitim, sagt aber auch etwas aus. Nämlich, wie oben erwähnt, eine Vorsicht und leider zu oft auch ein Gefühl der Angst. In Summe sieht man eine sehr vielschichtige Situation. Einer der Gesprächspartner hat das so formuliert: „Die jüdische Identität ist ein mitgegebenes Bewusstsein, irgendwie nicht dazugehören, aber doch im Kern Teil von etwas anderem zu sein.“ Ich würde es so zusammenfassen: Jüdischsein ist in Österreich immer noch keine Selbstverständlichkeit. Weder für jene, die es sind, noch für die anderen. Jüdischsein bedeutet für beide Seiten noch immer einen sehr emotionalen Umgang.

## Wie macht sich das im Alltag bemerkbar?

Sehr viele Gesprächspartner geben an, auf die Nahostpolitik angesprochen zu werden. In der breiten Wahrnehmung wird Jüdischsein unmittelbar auf die Politik Israels übertragen, selbst bei Juden, die noch nie in ihrem Leben in Israel waren. Hier fällt es vielen merklich schwer, sich von der politischen Situation abzugrenzen. In Österreich und in Deutschland trägt der Nahostkonflikt sehr viel zu dieser Thematik bei, viele bekommen wiederholt die Frage gestellt: „Was macht ihr denn da in Israel?“

## Ist bei Ihren Gesprächspartnern eine Abgrenzung von Israel zu bemerken?

Es sind ja zumeist ÖsterreicherInnen jüdischer Herkunft oder jüdischen Glaubens. Natürlich gibt es einen sehr starken Bezug zu Israel, aber man hat ja mit der Politik des Landes nicht unmittelbar zu tun.

## Spielt die Erfahrung von Ausgrenzung dabei eine Rolle?

Die Erfahrung der Ausgrenzung bewirkt ein Nachdenken über die eigene Identität. Antisemitische Diskriminierung und Übergriffe erzeugen ein Bewusstsein davon, welche Rolle man in der Gesellschaft einnimmt – oder ein-

nehmen muss. Diese Erfahrung von Antisemitismus hat eigentlich jeder gemacht, egal welchen Alters – wenn nicht direkt, dann über Freunde und Bekannte. Sie ist Teil des Bewusstseins.

## Viele jüdische Kinder, die nicht in einem religiösen Umfeld aufwachsen, haben erst beim Schuleintritt das Gefühl, „anders“ zu sein. Plötzlich sind sie beim Religionsunterricht nicht mehr dabei.

Das hängt stark davon ab, was man von zu Hause mitbekommen hat. In Gesprächen zeigt sich, dass Symbole oder Gegenstände manchmal versteckt werden. Ein Gesprächspartner sagte, ihm wurde als Kind von der Mutter stets gesagt, er solle das Kettchen mit dem Davidstern immer unsichtbar unter dem Pullover tragen. Das war zwar vor vielen Jahren, aber das Gefühl des Anderssein wird bereits mit solchen Alltäglichkeiten verstärkt. Jüdische Identitätsbildung ist, wie auch die Gespräche belegen, maßgeblich vom Elternhaus und von der Familie beeinflusst.

## Aber die jüdische ist nur eine von vielen Identitäten, die wir alle besitzen.

Inwieweit jüdische Identität eine Rolle spielt, ist individuell sehr verschieden. Jeder Mensch hat viele Bezugspunkte. Ziel der Studie ist es unter anderem, aktuelle Sichtweisen und ein Bewusstsein für diese Vielfalt zu erfassen. Das ist letztendlich auch Frage und Aufgabe politischer und gesellschaftlicher Bildung. Die Vorurteilungsthematik etwa hat sich in den letzten Jahren wieder verstärkt. Um ein Beispiel zu nennen: Viele Gesprächspartner erwähnten, dass zahlreiche Menschen meinen, keine jüdischen Mitbürger zu kennen – und zwar deshalb, weil sie es gar nicht wissen. Viele haben überhaupt keine Vorstellung von heutigem jüdischen Leben. Da herrscht eine Mischung von tradierten Bildern und Wahrnehmung von antisemitischen Übergriffen, die Vorstellung von jüdischem Leben ist ganz stark von der Shoah und der Erinnerungsarbeit geprägt, die zwar absolut wichtig und notwendig ist, doch es fehlen die Bilder des Hier und Heute.

## Stellt Identität nicht den Kern meiner Persönlichkeit dar?

Es gibt wohl eine Grundidentität, die stark von der Familie geprägt ist und

immer Teil von einem bleibt, aber wenn ich mich als Mensch weiterentwickle, verändern sich dadurch auch meine verschiedenen persönlichen Bezugspunkte.

## Liegt eine Schwierigkeit nicht auch darin, dass das Judentum und die Strömungen der jüdischen Lehre besonders heterogen sind?

Es wird ja auch intern heftig darüber diskutiert, was „jüdisch“ eigentlich bedeutet. Manche erleben Community-Diskussionen als mühsam, andere als gar nicht so schlimm. Doch das hat wieder damit zu tun, in welchem Umfeld man sich selbst bewegt und wo man sich verortet.

## Worin liegen die Schwierigkeiten, sich über seine jüdische Herkunft zu definieren?

Dafür gibt es viele mögliche Gründe: die Angst oder zumindest Zurückhaltung, mit jüdischer Herkunft ein Vorurteil hervorzurufen, und die Schwierigkeit, dass jüdische Identität eben nicht national oder regional definiert werden kann. Man definiert sich in Europa noch immer sehr stark national oder regional. Zum Beispiel fällt es einem wahrscheinlich leichter zu sagen, ich bin ÖsterreicherIn, denn es sagt ja eigentlich nur eine örtliche Bestimmung aus. Eine Identität, die sich nicht örtlich definiert, ist immer ungleich schwieriger darzustellen.

## Was also ist jüdische Identität?

Das wüsste ich auch gerne. Aber im Ernst, ich denke, die Antwort ist bei jeder Identitätsfrage sehr schwierig und kann immer nur eine Annäherung darstellen. Es ist auch immer eine Frage, aus welcher Perspektive ich es betrachte. Es wäre ja auch bedenklich, wenn Identität komplett erfassbar wäre. Identität kann sich meiner Ansicht nach auch verändern, weil sie stark von der jeweiligen Lebenssituation abhängt. *nu*

Bei Interesse an einer Teilnahme an der Studie „Jüdisches Leben in Österreich“ kontaktieren Sie:

Dr. Christina Hainzl  
Donau-Universität Krems  
Leitung Research Lab Democracy and Society in Transition  
T +43 664 8153586



# „Ich bin Davut Mizrahi, das muss genügen“

**Der türkisch-österreichisch-jüdische Kunsthändler Davut Mizrahi hält wenig vom gängigen Identitätskonzept. Man müsse darüber diskutieren, was man mit diesem ominösen Begriff überhaupt meint.**

VON DODIE SCHURZEL (TEXT UND FOTOS)

„Es ist ja interessant: Warum brauchen die Menschen eine Religion und eine Nation für ihre Identität? Ich brauche das nicht. Das ist vielleicht das, was mich als jemand, der als jüdisches Kind in der Türkei aufgewachsen ist, am meisten geprägt hat: Ich bin nationalitätenlos. Juden leben in der ganzen Welt, jeder Jude hat Verwandte in Amerika, in Kanada, Israel, London. Und in Wien fühle ich mich nicht deshalb zu Hause, weil ich Österreicher bin, sondern weil Wien eine großartige Stadt ist.“

Davut Mizrahi wurde 1965 als Sohn sephardischer Juden in Istanbul gebo-

ren, der Vater, der Hebräisch sprach – „oder zumindest so tat, als ob“ – nahm ihn mit in die Synagoge; man feierte die jüdischen Feste, Jom Kippur, Purim, Pessach. Nur warum, wurde ihm nicht erklärt. „Er betonte immer, dass wir Juden seien. Doch er konnte mir nie die richtigen Antworten geben, was das bedeutet. Und warum wir die Feste feiern. Das begann mich zunehmend zu stören. Das Judentum war für mich wie eine leere Hülse.“

Mit seinem Vater, einem Importkaufmann, bereiste Davut schon als Kind Europa. Und mit fünfzehn wusste der abenteuerlustige junge Mann, dass er nicht in der Türkei leben wollte. Dass er Wien auserkor, hängt

vielleicht auch damit zusammen, dass er in Istanbul das St. Georgs-Kolleg besuchte, eine von sechs österreichischen Auslandsschulen. „Fast alle jüdischen Familien schickten ihre Kinder in ausländische Schulen. Bei den Juden war es immer schon so, dass man mehrere Sprachen können muss. Vielleicht liegt das ja auch daran, dass wir nirgends wirklich sesshaft werden können, und sehr oft das Land, in dem wir leben, wieder verlassen müssen.“

1984, mit 19 Jahren, kam Davut Mizrahi tatsächlich aus der Türkei nach Wien. Hier, das war schnell klar, sah man ihn als Türken. Und das, obwohl er sich selbst in der Türkei nicht wirklich als Türke, sondern eher als Jude

„Spiritualität braucht man schon, aber erst, wenn man sich selbst bewusst dafür entscheidet.“



wahrgenommen hatte. Seine Eltern legten zwar großen Wert auf einwandfreie Beherrschung des Türkischen, aber das nur, um etwaiger Diskriminierung vorzubeugen. Ob er nach so vielen Jahren ein Österreicher ist, das kann Mizrahi gar nicht sagen: „Da müsstet ihr erst drüber reden: Was oder wer ist ein Österreicher? Klar, wenn man Mizrahi heißt, ist man ja irgendwie stigmatisiert. Aber bin ich automatisch Jude? Ich gehe nicht in die Synagoge, alle drei Frauen, mit denen ich Kinder habe, sind Nichtjüdinnen.“

Als er nach Wien kam, spürte er rasch, dass der Großteil dessen, was man als Identität empfindet, das ist, was von außen auf einen projiziert, was einem übergestülpt wird: „Wenn ich sage, ich bin Türke, denken fast alle, ich bin Moslem. Dann sage ich, ich

habe jüdische Wurzeln. Dann kommt meist: „Ah, wir haben auch nette Juden als Nachbarn gehabt“. Identität ist, was die anderen in dir sehen wollen.“

### Sessel mit Seele

Vor zwanzig Jahren eröffnete er sein Geschäft Mizrahi Fine Arts auf der Seilerstätte 28 in Wiens erstem Bezirk. Er handelt mit schönen Dingen, mit Kunst(-handwerk) und Textilien, mit antiken Kelims, mit Schmuck, mit zeitgenössischer und außereuropäischer Kunst aus Afrika, Südamerika, Usbekistan. Seine Spezialität ist die Restaurierung und Neugestaltung von Sitzmöbeln, Biedermeiersessel überzieht er mit orientalisch anmutenden Bezügen und haucht ihnen so quasi eine neue Seele, wenn man so will, eine neue Identität ein.

Aber wer oder was ist er nun wirk-

lich: Jude? Österreicher? Wiener? Türke? „Ich bin Davut Mizrahi, das muss genügen.“ Er umgibt sich nur mit Menschen, denen diese religiösen und nationalen Identitätszuordnungen schnurzegal sind; das, sagt er, sei der Vorteil seines Berufs im kulturellen Bereich.

Identität werde sowieso immer falsch verstanden, vor allem in einem Land wie der Türkei, „da wird durch Bauprojekte das ganze Land zerstört, östlich von Çanakkale rodet eine kanadische Firma hunderte Hektar Wald und hat bereits 140.000 Bäume gefällt, weil sie Gold gewinnen will. Das ist den Leuten offenbar egal, die demonstrieren ihre Heimmattreue mit einer völlig vertrottelten Liebe zur Fahne.“ In Wien, glaubt er, ginge die ganze Stadt auf die Barrikaden, würde sich eine Baufirma erdreisten und ein Hotel





Wichtig ist, worauf man sitzt: Davut Mizrahi verwandelt österreichische Sessel in orientalische Throne.

„Was oder wer ist ein Österreicher? Klar, wenn man Mizrahi heißt, ist man ja irgendwie stigmatisiert. Aber bin ich automatisch Jude?“

oder ein Wohnhaus mitten in den Prater hineinbauen.

Als wäre seine Vorgeschichte nicht ohnehin schon durchmischt genug, entschied sich der Türke/Jude/Österreicher Davut, sich dem Buddhismus als Lebensphilosophie zuzuwenden. Denn Spiritualität, das brauche man schon, aber erst wenn man sich selbst bewusst dafür entscheiden könne. Das Judentum, überhaupt die monotheistischen Religionen, interessieren ihn

nicht, „durch alle ist viel Blut geflossen“.

Israel, Sehnsuchtsort aller Diasporajuden, sei übrigens auch nie sein Wunschzielland gewesen, trotz des zionistischen Vaters. Und trotz des Onkels der in der Haganah kämpfte und fiel. Er spreche die Sprache nicht und außerdem sei der zweijährige Militärdienst nicht wirklich verlockend. „Als ich nach Wien kam, war ich zwei Jahre bei Haschomer. Alle träumten davon, nach Israel zu gehen, viele taten es auch – aber neunzig Prozent kamen zurück. Wenn du in Wien aufwächst, wirst du dich vielleicht nicht wirklich wohl fühlen in Israel. Aber klar, wenn Juden unbedingt in einem Land im Nahen Osten leben wollen, dann sicher in Israel und nicht in einem arabischen Land.“ Er selber würde nie in einem muslimischen Land leben wollen: „Ich glaube, das bekommt mir nicht.“

### Überall leben

Er hat Verwandte im Heiligen Land, deshalb erschüttert es ihn, wenn wieder Raketen auf Israel fliegen. Als

Mensch mit jüdischen Wurzeln kann einen das nicht kalt lassen, sagt er. Denn auch wenn er sich nicht als Jude oder Türke (sowie auch nicht als Österreicher) wahrnimmt, sondern als nationalitätenloser Weltbürger, so ist ihm durchaus bewusst, dass Rassisten und Antisemiten diese Einordnung sehr wohl vornehmen. Schade findet er das, man könne ja eigentlich überall leben und an alles glauben.

Wer sich mit dem mit arabischer, afrikanischer, südamerikanischer Kunst handelnden, österreichische Sessel in orientalische Throne verwandelnden, moderne Künstler ausstellenden, buddhistisch meditierenden, Schnitzel essenden, türkischen Tee trinkenden, in Istanbul bei jüdischen Eltern aufgewachsenen, mit drei Frauen aus drei Nationen (Österreich, Belgien, Türkei) drei Kinder habenden Menschen namens Davut Mizrahi auseinandersetzt, wird sich kaum wundern, dass die Antwort auf die Frage, wer oder was er denn eigentlich sei, die Antwort letztlich nur eine sein kann: „Ist mir scheißegal. Ist mir völlig scheißegal, wie man mich bezeichnet.“ *nu*



© PETER RIGAUD

# Die große Herausforderung einer modernen jüdischen Identität

KOMMENTAR VON MARTIN ENGELBERG

Was macht heute eine jüdische Identität aus? Wie definieren heute jüdische Menschen ihr Jüdischsein? Orthodoxe Jüdinnen und Juden haben das geringste Problem damit. Sie sind jüdisch und fühlen sich so, weil sie traditionell jüdisch leben, wie es ihre Vorfahren seit Jahrhunderten pflegten. Sie halten den Schabbat und die jüdischen Feiertage ein, mit allen damit verbundenen Gesetzen, Bräuchen, Gesängen und familiärem Umfeld. Es gibt einen starken Gemeinschaftssinn mit der damit verbundenen menschlichen Nähe, aber auch Enge. Die intensive Beschäftigung mit dem Studium der heiligen Schriften, die Disputationen des Talmuds schärfen den Verstand und fördern diese besondere Art des intellektuellen Diskurses, des Perspektivenwechsels und nicht zuletzt des klugen, oft selbstkritischen Witzes. Alles das macht sie jüdisch. Antisemitismus steht dabei als Thema nicht im Vordergrund. Er gehört quasi zum jüdischen Leben dazu. War immer schon da und wird es wohl auch immer bleiben. Auch der moderne Staat Israel hat keine allzu große Bedeutung. Orthodox jüdisches Leben hat 2000 Jahre ohne einen eigenen Staat überlebt.

Ganz anders ist die Herausforderung für Jüdinnen und Juden, die kein religiöses Leben führen. Was macht diese jüdisch? Oft wird ein etwas diffuser Satz an Werten bemüht, den sie in ihrer Erziehung mitbekommen hätten. Aber sie unterscheiden sich damit nicht mehr von anderen aufgeklärten,

humanistisch sozialisierten Menschen der modernen westlichen Gesellschaften. Im Gegenteil, oft fühlen sich diese Jüdinnen und Juden ihren nichtjüdischen Gesinnungsgenossen viel näher als traditionellen oder orthodoxen jüdischen Menschen.

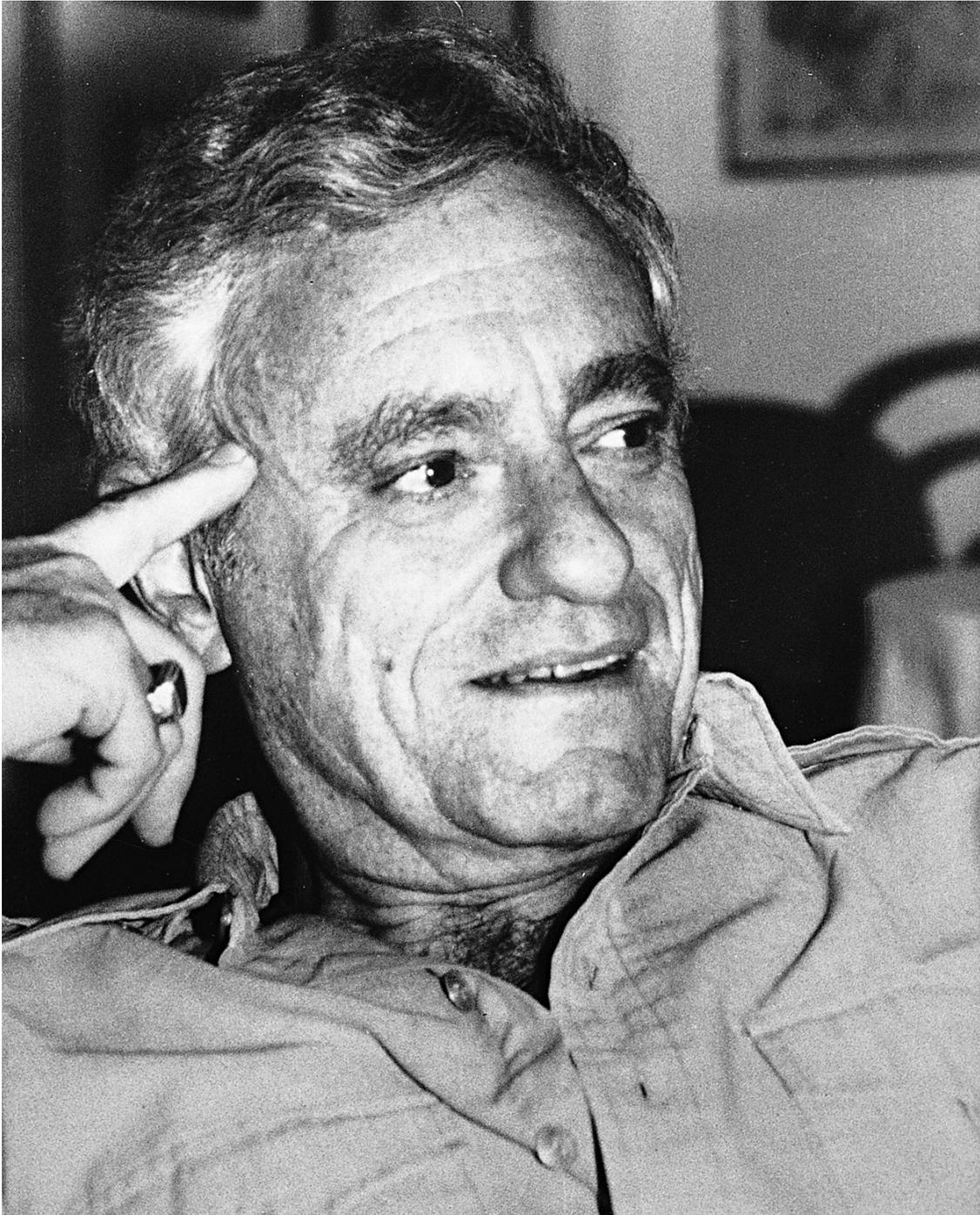
Ein offensichtlich, auch psychologisch, extrem wichtiges Identifikationsmerkmal ist die Erinnerung an die Schoah und der Kampf gegen den Antisemitismus. Ganz anders als bei den Orthodoxen stellt dies bei vielen Nicht-Religiösen das Jüdischsein schlechthin dar. Dementsprechend ist es gar nicht die Generation der Überlebenden, sondern viel stärker noch die nachfolgenden Generationen, die ihr jüdisches Leben und politisches Wirken fast ausschließlich diesem Zweck widmen.

In Deutschland und Österreich hat sich dazu eine besondere Spielart jüdischer Identität entwickelt, die ich als „Hier-Lebens-Schuld“ bezeichne: Jüdinnen und Juden, die sich nach der Schoah hier wieder sesshaft machten, waren in der jüdischen Welt ständig mit dem Vorwurf konfrontiert, wie sie denn an der Stätte der Schoah noch leben könnten und hatten entsprechende Schuldgefühle. Dies hat sich in der Zwischenzeit mitunter auf die nächsten Generationen übertragen. Man lebt also hier, genießt das lebenswerte Umfeld und ist natürlich viel wienerischer und österreichischer, als man es sich, qua schlechten Gewissens und Vorwürfen von nah und fern, eingestehen möchte. Also fährt man oft nach Israel – viele haben sich dort Wohnungen und Häuser angeschafft

– und lebt mit dem Unvermögen, klar sagen zu können, wo man sich denn jetzt wirklich zu Hause fühlt. Wird diese „Hier-Lebens-Schuld“ zu groß, dann macht sich so mancher zum Scharfrichter: Gegenüber vermeintlichen oder tatsächlichen Antisemiten, Noch-immer-Nazis und nicht genug aus der Vergangenheit gelernt Habenden. Nicht zuletzt richtet sich der Hass dann auch gegen jüdische Menschen, welche diesen Feldzug nicht teilen.

Bei all dem auf der Strecke bleibt die Definition einer modernen jüdischen Identität: eine positive Besetzung des Daseins in Europa und Auseinandersetzung mit den Herausforderungen eines zeitgemäßen jüdischen Lebens, mit der Vereinbarkeit eines Lebens in modernen, aufgeklärten Gesellschaften mit den Gesetzen und Lebensweisen eines traditionellen Judentums. Im Schatten der Schoah, eines – wenn auch abnehmenden – klassischen Antisemitismus und eines neuen, oft sehr virulenten Antisemitismus unter den muslimischen Zuwanderern in Europa. Das Leben eines Judentums, samt seiner traditionellen Werte, dem Gemeinschaftsgefühl und vieler Eigenheiten, das ohne einen bestimmten Grad von religiösem Leben nicht möglich und schon gar nicht an die nächsten Generationen weitergebar ist. „I never promised you a rose garden.“ Es ist fürwahr keine leichte Aufgabe – als Individuum und als jüdische Gemeinde insgesamt –, diesbezüglich einen guten Weg zu finden. Aber es ist die einzige Möglichkeit, dass jüdisches Leben in Europa weiterbesteht. *nu*

# Identität, speziell „jüdische Identität“



**Wenn Identität mit Identifikation zu tun hat, dann liegt ihr eine Schwäche zugrunde. Das Gefühl, sich als nicht zugehörig zu fühlen.**

Was ist Identität? Im Allgemeinen glauben wir, dass Identität eine Folge der Identifikation mit Personen ist, die wichtig waren in frühen grundsätzlichen Interaktionen des Kindes mit seiner Umwelt. Jedoch steigt die Frage auf: Wenn Identifikation die Grundlage für Identität ist, was ist dann eine eigene Identität?

Was ist nun jüdische Identität? Was bedeutet es, Jude zu sein, sich jüdisch zu fühlen? Hier haben wir es sofort mit Zugehörigkeit zu tun, mit einer Notwendigkeit, sich von anderen Gruppierungen zu differenzieren, mit

das man sich durch Zuflucht zu einer Gruppe, die größer erscheint als das eigene Ich, verteidigen muss. [...]

Ich war etwa sechs Jahre alt und ging in eine Berliner Volksschule, als die Lehrerin mich und einen anderen Schüler nach Hause schickte, da der Rest der Klasse zum ersten Mal in den Religionsunterricht eingeführt werden sollte. Vor der Tür unseres Hauses traf ich eine Nachbarin, die mich fragte, warum ich so früh nach Hause komme. Ich hatte keine Ahnung, was Religion ist, und antwortete ihr, meine Klasse habe so was wie Re-Relion. Mein Vater, der die Geschichte am Abend hörte, kündigte mir an, dass wir am

im Ersten Weltkrieg die Franzosen dauernd beschummelt hätten. Als wir Nazi-Lieder lernen mussten, die vom tropfenden Blut der Juden handelten, sagte ich zu meinem Vater, dass ich nicht mehr in diese Schule zurückgehen wollte. So kam ich auf eine zionistische Schule. Der Aufenthalt dort und die Tatsache, dass wir alle Hebräisch lernten, um uns für die Jugend-Alija vorzubereiten, vermittelten uns ein positives Gefühl der Zugehörigkeit. Es war unser Ziel, am Aufbau einer neuen gerechten Welt mitzuwirken. [...]

Man muss also differenzieren, was genau sich hinter dem Begriff „jüdi-

„Am Samstag erklärte mir mein vater, dass wir jüdisch seien und dass es auch andere Religionen gäbe. Ich wunderte mich sehr.“

einer Identifikation mit einer Gruppe von Menschen, die einem ein Gefühl der Besonderheit, des Andersseins, vielleicht auch des Mehr-Seins geben, wodurch man sich gestärkt fühlt. Der Identifikation liegt also letztlich ein Gefühl der Schwäche zugrunde, gegen

Wochenende darüber ein Gespräch führen würden. Am Samstag erklärte er mir, dass wir jüdisch seien und dass es auch andere Religionen gäbe. Ich wunderte mich sehr, weil, wie ich ihm sagte, ich dachte, dass wir alle Menschen wären. [...]

### Hitler im Unterricht

Mein Vater, der ein Atheist war, politisch progressiv und international ausgerichtet, entschied, dass ich etwas über mich als Jude lernen sollte, um gegen die Voreingenommenheiten, denen ich ausgesetzt sein würde, gewappnet zu sein. So fing ich an, mit einem Universitätsstudenten jüdische Geschichte zu studieren. Ein Gefühl, dass andere mich als nicht zugehörig sahen und mich als Juden für minderwertig hielten oder als Bedrohung erlebten, kam erst später und verstärkte sich mit Hitlers Machtergreifung.

1933 war auch das Jahr, in dem ich ins Gymnasium kam, das Fichte-Gymnasium in Berlin Wilmersdorf. Gleich am ersten Tag wurden die sozialdemokratischen Lehrer aus der Schule geworfen. Unser Klassenlehrer, ein Professor Löschhorn, der Deutsch unterrichtete, las aus Hitlers *Mein Kampf* vor und sprach davon, wie ihn

sche Identität“ verbirgt. Für meinen Vater zum Beispiel bedeutete jüdische Identität Verachtung für Nichtjuden. Er wuchs in extremer Armut auf und musste schon als Achtjähriger in einem Klima des Antisemitismus in Polen für seine Mutter und Geschwister sorgen. Seine Verachtung war gemischt mit einer unbändigen Kraft, die sich in körperlichem Mut gegenüber allen ausdrückte. Er wurde ein erfolgreicher Geschäftsmann in Deutschland, und sein Erfolg beruhte zum Teil darauf, dass er, genau wie Hitler in *Mein Kampf*, wusste, wie man mit Verachtung umgeht. Die Deutschen, auch Nazis, liebten es, so herablassend behandelt zu werden. Mein Vater war der starke Mann, dem sie sich ergaben. In den USA, wohin wir 1936 emigrierten, war er weniger erfolgreich. Ich nehme an, der Grund lag darin, dass die meisten Amerikaner nicht wie die Deutschen damals auf verachtendes Verhalten mit Unterwerfung eingingen. *nu*

Aus: „Psychoanalyse – Texte zur Sozialforschung“, Nr. 1/2012. Gast-Herausgeber: Roland Kaufhold, Bernd Nitzschke. Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.

Arno Gruen (1923–2015), deutsch-schweizerischer Schriftsteller, Psychologe, Psychoanalytiker, Zivilisationskritiker und Humanist, beschäftigte sich in seinen Schriften vor allem mit der Entwicklung des Selbst. Präzise analysierte er den Widerspruch zwischen Identifikation und Identität: Identifikation führe nicht zur Entwicklung einer autonomen, originären Identität. 2001 wurde er für sein Buch *Der Fremde in uns* mit dem Geschwister-Scholl-Preis ausgezeichnet. Gruen musste mit seiner Familie 1936 aus Nazideutschland fliehen. Mehr als vierzig Jahre blieb er in den USA, erst 1979 kehrte er nach Europa zurück und lebte bis zu seinem Tod 2015 in Zürich. Schriften (Auswahl): *Der Verrat am Selbst. Die Angst vor Autonomie bei Mann und Frau* (1984), *Der Wahnsinn der Normalität: Realismus als Krankheit* (1987), *Falsche Götter. Über Liebe, Hass und die Schwierigkeit des Friedens* (1991), *Dem Leben entfremdet* (2013)



© GISELA ZOCH-WESTPHAL

**Vielleicht ist die Muttersprache der einzige Ort, an dem man sich geborgen fühlt: Mascha Kaléko (1907–1975).**

# Heimweh, wonach? Oder: Wo gehöre ich hin?

VON ARNOLD METTNITZER

„Sagt mir, was bedeutet der Mensch? Woher ist er gekommen? Wo geht er hin? Wer wohnt dort oben auf goldenen Sternen?“ So fragt der „Jüngling-Mann“ die Wogen des Meeres in Heinrich Heines Gedicht *Fragen* und kommt in ihrem Gemurmel, im Wehen des Windes, im Fliehen der Wolken und im gleichgültig kalten Blinken der Sterne zur Gewissheit, dass nur Narren auf Antwort warten.

Trotzdem scheint sich das Fragen nicht nur für Narren zu lohnen; nicht, weil jemand schlüssige Antworten wüsste, sondern weil das Fragen, das Suchen, das Ausschauhhalten nach besseren Möglichkeiten zum Men-

**Identität bedeutet, zu den tausend Irrtümern und Fehlern des eigenen Lebens zu stehen.**

schen gehört und in immer neue drängende Fragen mündet und für kreative Unruhe sorgt.

Die Suche nach Nahrung für Mensch und Vieh, nach Weideplätzen und Wasserstellen bestimmt schon den Lebensrhythmus des biblischen Menschen. Hochbetagt bricht Abraham auf, um neue Weide und Oasen zum Rasten zu finden, getrieben von der Sehnsucht nach dem Paradies, einem Land, „in dem Milch und Honig fließt“. (5. Buch Mose, Kapitel 26,9)

Wie der biblische Mensch versuchen Menschen zu allen Zeiten als

„homines viatores“ den Ort zu finden, an dem sie zu jenen werden können, die sie gewesen sein werden, wenn einmal nur mehr ein paar Zeilen an ihren Gräbern daran erinnern, was vorher in ihren Personaldokumenten, in der sogenannten „Identity Card“, vermerkt war: Neben dem aktuellen Wohnort der Ort und das Datum der Geburt, vielleicht noch der Beruf und früher einmal auch noch ein religiöses Bekenntnis. Aber dieses Knochengestüst persönlicher Identität sagt wenig darüber, was einen Menschen über seinen Tod hinaus einzigartig und

unverwechselbar macht, nichts von den Tränen der Freude und des Leides, den Höhepunkten wie den Schicksalschlägen und den daraus gewonnenen Erfahrungen.

Identität zu haben bedeute, so der Arzt und Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich (1908 – 1982), zu den tausend Irrtümern und Fehlern des eigenen Lebens zu stehen und in ihnen den entscheidenden persönlichen Erfahrungsschatz zu erkennen. Gerade in den Niederlagen und in den schmerzlichen Erfahrungen vergeblicher Suche zeigten sich die Identitätskonturen eines Menschen, so Mitscherlich.

Seit vielen Jahren kenne ich Gedichte von Mascha Kaléko; der Zauber ihrer Lyrik rührt vielleicht daher, dass sie ein Leben lang auf der Suche war nach einem Ort, an dem sie leben und arbeiten, sich zu Hause wissen konnte. Neben Christine Lavant ist sie eine der großen Lyrikerinnen des vergangenen Jahrhunderts, der es gelingt, ihr ständiges Suchen, ihre unerfüllte Sehnsucht nach Heimat und Geborgenheit in abgründig-liebenswerten Texten zu dokumentieren. 1907 in Polen geboren, übersiedelt sie im Volksschulalter mit ihrer Mutter nach Frankfurt, zieht 1916 nach Marburg und schließlich 1918 nach Berlin in die Grenadierstraße 17 im Scheunenviertel der Spandauer Vorstadt.

Auf der Flucht vor den Nationalsozialisten lebt sie 1942 bis 1957 in New York. Bei ihrer Ankunft dort ist Mascha Kaléko 31 und ihr Mann, der Musikologe Chemjo Vinaver, 43 Jahre alt, noch jung genug für einen Neuanfang. Sie lernt schnell Englisch, doch dichten kann sie nur in ihrer Muttersprache, mit der Erinnerungen und Emotionen besonders verknüpft sind. Ihr ist klar, dass es nicht genügt, die fremde Sprache zu beherrschen, sondern diese müsse uns beherrschen, ist sie überzeugt und schreibt: „Uns aber beherrscht nur jene Sprache, in der wir zuerst MUTTER sagen und ICH LIEBE DICH. Die Gefühlsassoziationen der Kindheit und ersten Jugend, das

Empfindungs- und Geistesgut, die in unserer Muttersprache eingeschlossen sind wie der Nusskern in seiner Schale, sie sind es, die uns in einer neu erworbenen Sprache mangeln.“

Vielleicht ist die Muttersprache Kalékos einziger „Ort“, an dem sie sich geborgen und daheim fühlt; deshalb kann sie gut verstehen, dass es bei Emigranten, die schnell die fremden



© GISELA ZOOHWESTPHAL

Sprachen lernen, einen Bereich gibt, der sprachlich vom Alltag abgeschnitten bleibt, weil ihnen die Zwischentöne fehlen. In ihrem Gedicht *Der kleine Unterschied* formuliert sie das so:

*Es sprach zum Mister Goodwill  
Ein deutscher Emigrant:  
„Gewiß, es bleibt das selbe,  
sag ich nun land statt Land,  
sag ich für Heimat homeland  
und poem für Gedicht.  
Gewiß, ich bin sehr happy:  
Doch glücklich bin ich nicht.“*

1960 wandert Mascha Kaléko ihrem Mann zuliebe mit ihm nach Jerusalem aus. Dieses Jerusalem, von dem die Bibel als Himmels- und Friedensmodell schwärmt, die „heilige Stadt“, das „himmlische Jerusalem“ wird Mascha

nie zur Heimat; nicht deshalb nicht, weil hier seit über 3000 Jahren immer wieder scheinbar vergeblich um Frieden gerungen wird, auch nicht, weil diese Pilgerstätte so oft zum Pulverfass mutiert und so das zarte Fünkchen Hoffnung in dieser Sehnsuchtslandschaft gefährdet, sondern deshalb nicht, weil Mascha Kaléko hier einsam und enttäuscht lebt und nach dem Tod ihres Mannes noch mehr unter der sprachlichen und kulturellen Isolation leidet. Immer wieder und im Herbst 1974 ein letztes Mal besucht sie Berlin, die Stadt ihrer Jugend, und denkt dabei darüber nach, sich dort neben ihrem Domizil in Jerusalem eine Wohnung zu nehmen. Auf dem Weg zurück nach Jerusalem stirbt sie am 21. Jänner 1975 in Zürich und findet dort ihre letzte Ruhestätte, am jüdischen Friedhof Oberer Friesenberg am Fuß des Uetliberges in der Friesenbergstraße 330. Die kargen Daten ihres Grabsteins verraten neben ihrem Namen und den Jahreszahlen ihrer Geburt und ihres Todes nur noch, dass sie Dichterin war und die Gattin des Musikologen Chemjo Vinaver.

Eines ihrer Gedichte trägt den Titel „Heimweh, wonach?“

*„Wenn ich „Heimweh“ sage, sag ich „Traum“.*

*Denn die alte Heimat gibt es kaum.  
Wenn ich Heimweh sage, mein ich viel:*

*Was uns lange drückte im Exil.  
Fremde sind wir nun im Heimatort.  
Nur das „Weh“, es blieb.*

*Das „Heim“ ist fort.“  
aus: Mascha Kaléko, Mein Lied geht weiter. Hundert Gedichte  
München, dtv, 16. Aufl. 2015*

*In seinem jüngsten Buch, basierend auf der Resonanztheorie von Hartmut Rosa, widmet sich Arnold Metznitzner den vielen Facetten des menschlichen Bedürfnisses nach Zugehörigkeit.*

*„Der ermutigte Mensch“ erscheint im Oktober im Styria Verlag.*

nu



„Mit meinen Fragen habe ich diese Schweigemauer durchbrechen können“

Die eigene Familiengeschichte wird eine große Rolle spielen: David Weiss verwebt die historischen Fäden zu einem neuen Roman.

**Der Journalist und Schriftsteller David Weiss wurde mit seiner dreibändigen Krimireihe zum Bestsellerautor. Mindestens so spannend ist seine jüdische Familien- und Lebensgeschichte.**

VON GABRIELE FLOSSMANN

„Gerade eben mit meiner Frau aus Österreich und Deutschland in die USA gezogen, fühlen wir beide uns wie das sprichwörtliche ‚fahrende Volk‘: ständig unterwegs, dauernd auf Achse, immer auf Wanderschaft. Sesshaft sein, also leben und sterben an nur einem Ort, erscheint vor diesem Hintergrund wie ein Traum.“ So begann David Weiss seinen Beitrag zur Ö1-Sendung *Gedanken zum Tag* vor rund einem Jahr: Gedanken zum jüdischen Versöhnungstag Jom Kippur. Diese Zeilen sind auch ein Zeichen dafür, dass sich der österreichische Schriftsteller intensiv mit der eigenen jüdischen Herkunft auseinandersetzt. Und über diese Auseinandersetzung mit der eigenen Identität kann Weiss ein ganzes Chor-Repertoire an „Liedern singen“, wie man auf gut Wienerisch sagt: Lieder, in denen auch einige Dissonanzen anklingen – unter anderem, was seine jüdischen Wurzeln betrifft. Nach längerem Aufenthalt in den USA lebt

Weiss wieder in Wien. Zu seinen Werken zählen der inzwischen leider vergriffene Mozart-Roman *Miasma oder Der Steinerne Gast* und das Theaterstück *Die sieben Gesichter des Doktor Faust*. Doch zum Bestsellerautor wurde er mit Thrillern in der Art von Dan Brown. Eine Karriere, die aufgrund einer heimtückischen Autoimmunerkrankung vorübergehend zum Stillstand kam. *Ewig, Narr* und *Teufel* sind die Titel einer Trilogie, die Weiss gemeinsam mit dem Journalisten Gerd Schildorfer in den Jahren von 2009 bis 2011 schrieb. In jedem dieser historisch genau recherchierten Kriminalromane stehen Mordfälle im Mittelpunkt, deren Schlüssel zur Lösung weit in die Geschichte Wiens zurückreichen. Schon der erste Teil der Trilogie wurde zum durchschlagenden Erfolg. *Ewig* erzählt von einem ebenso grausigen wie mysteriösen Todesfall, noch dazu in einer altherwürdigen Kirche mitten in Wien. Mit Erscheinen des zweiten und dritten Teils dieser Historien-Thriller-Reihe rund um den Journalisten

Paul Wagner und den Historiker Georg Sina wurde dem Autorenteam bereits das Auslösen von „Suchtgefahr“ bescheinigt. In *Narr* dreht sich der Kriminalfall um eine historische Persönlichkeit, den Fürsten Metternich. Im dritten Teil, *Teufel*, führen die Mord-Indizien sogar tief hinein in den Vatikan. Unter anderem geht es um die Frage: Wie und warum wurden zwei NS-Soldaten in das Kriegerdenkmal von Unterretzbach eingemauert? Aber so interessant es wäre, diese Fälle gleich hier und jetzt zu klären – noch spannender ist es, der Geschichte des David Weiss zu folgen: hinein in seine jüdische Herkunft und mit ihm zurück ins Hier und Heute.

**NU: Für viele Österreicher war die Waldheim-Affäre ein Auslöser, sich mit der eigenen jüdischen Herkunft auseinanderzusetzen. War das bei Ihnen auch der Fall?**

**David Weiss:** Jein. Die Waldheim-Affäre war natürlich auch in meiner Fa-

milie eine Eruption – aber mit anderen Vorzeichen. Denn ich habe sozusagen „jede Seite“ in meiner Familie. Das heißt, die Familie meines Vaters ist jüdischer, die meiner Mutter ist ostpreußischer und österreichischer Herkunft. Damit habe ich ein sehr interessantes Identitätsgemenge. Mein Vater war auch in der Wehrmacht, da hat natürlich die Waldheim-Affäre einiges an Reflexionen ausgelöst. Der Bruder meines Großvaters wurde in der Euthanasie-Anstalt Wartheim ermordet. Und dann war natürlich auch der Konflikt mit der Familie meines Vaters: Wie geht man mit dessen jüdischer Herkunft um? Da hat sich auch für mich die Identitätsfrage gestellt. Ich musste mich fragen, wieweit ich überhaupt das Recht habe, mir die jüdische Identität zu eigen zu machen.

### **Basierte diese Frage auch auf der Tatsache, dass die jüdische Identität traditionellerweise über die weibliche Linie geht?**

Bei mir ist das ja noch viel komplizierter. Denn die Mutter meines anderen Großvaters war eine geborene Mandel. Die jüdische Herkunft meiner Vorfahren geht also auch über die weibliche Linie.

### **Was war nun für Sie der ausschlaggebende Grund dafür, sich voll und ganz für den jüdischen Teil Ihrer Identität zu entscheiden?**

Ich habe lange Zeit den jüdischen Teil meiner Identität als den schweigenden Teil empfunden. Man könnte fast sagen: der zum Schweigen gebrachte Teil. Und für mich war es ein Bedürfnis, diesem schweigenden Teil wieder eine Stimme zu geben. Damit gingen dann auch immer mehr Fragen an meine Vorfahren einher. Ich habe dann zwei Großonkel gefunden, die beide ermordet worden sind. Der eine, wie bereits erwähnt, in der Euthanasie-Anstalt Hartheim, der andere, weil er homosexuell war. Mit meinen Fragen und Recherchen habe ich diese Schweigemauer durchbrechen können.

### **Welche Rolle hat der Aufenthalt in New York bei der Klärung der Identitätsfrage gespielt?**

Dort wurde ich immer wieder mit der Frage konfrontiert: Was ist das Judentum heute? Ein Volk oder eine Religion? Und ich habe mich eher in dem Zugang wie-

dergefunden, dass es eine Religion ist. Ich stelle fest, dass die jüdische Identität in zunehmendem Maße ethnisch gedeutet wird. Wie zum Beispiel bei den äthiopischen Juden, ob die wirklich das Kohanim-Gen haben. Ich persönlich weiß nicht wirklich, was ich davon halten soll. Mit der amerikanischen Identitätspolitik, die ich ja auch jetzt live erlebt habe, sehe ich darin etwas Trennendes, das in zwischenmenschlichen Beziehungen keinen Platz haben sollte.

### **Hat Sie die Suche nach der eigenen Identität auch dazu angeregt, Schriftsteller zu werden?**

Nein, die Lust zum Erzählen war schon vorher da. Die Schriftstellerei hat nur insofern auch mit der Suche nach

„Was ist das Judentum heute? Ein Volk oder eine Religion? Und ich habe mich eher in dem Zugang wiedergefunden, dass es eine Religion ist.“

Identität zu tun, als man sich das Bild, das man von sich hat, immer selbst zusammenbaut – zusammenerfindet, könnte man fast sagen.

### **Ihre bisherigen Romane waren immer um die tausend Seiten lang – wobei nicht nur erfundene Geschichten die Basis bildeten, sondern auch ein historisches Wissen, das Sie sich ja durch Ihr Studium angeeignet haben. Wie lange wird es dauern, bis wir die nächsten Romane von Ihnen lesen können?**

Die Literaturpause war einerseits bedingt durch meinen Amerika-Aufenthalt – andererseits aber auch durch meine Sklerodermie (Anm.: autoimmune rheumatische Erkrankung des Bindegewebes), die mich auch sehr lange in meiner Schreibe zurückgeworfen hat. Ich habe die Diagnose 2014 bekommen und sie war natürlich ein Schock für mich. Denn diese Krankheit bedeutet, dass es ungefähr eine Frist von fünf Jahren gibt,

in denen sich entscheidet, ob es noch ein Danach gibt. Diese Frist ist nun knapp vorbei und jetzt werde ich sehen, wie es für mich – auch als Schriftsteller – weitergeht. Für mich hat beides, die Zeit in New York und die Krankheit, so etwas wie Exil bedeutet und ich habe mich in dieser Zeit sehr intensiv mit Ovid auseinandergesetzt. Es war so, als hätte mir die Krankheit den Vorhang vor einer geistigen Möglichkeit weggezogen, die ich noch nicht ausgeschöpft habe.

### **Haben sich dadurch auch neue schriftstellerische Möglichkeiten ergeben?**

Ja, das kann man so sagen. Bei mir gab es da die Phase, die Peter Gabriel „Digging in the dirt“ nannte, in der ich mich damit auseinandergesetzt und darüber geschrieben habe, was eine Krankheit mit einem Menschen macht. Jetzt bin ich mitten in einer Geschichte, die ich mit einem Freund gemeinsam schreibe. Darin spielen auch allgemeine Traumata von Menschen eine Rolle – vom Zweiten Weltkrieg bis zur Gegenwart.

### **Spielt da auch die Geschichte Ihrer Familie eine Rolle?**

Ja, sogar eine sehr große. Denn bei der bereits erwähnten Urgroßmutter, der Frau Mandel, laufen viele Fäden der jüngeren Geschichte zusammen: Sie hatte dreizehn Kinder, drei davon waren Söhne. Der eine wurde Kommunist, der andere Wehrmachtsoffizier und der dritte in Wartheim vergast. Und alle haben natürlich auch Spuren in mir hinterlassen.

### **Um in die politische Gegenwart zu kommen: Überall auf der Welt nehmen rechte Tendenzen zu. Haben Sie das Gefühl, dass die Exilländer, die nach dem Zweiten Weltkrieg noch einigermaßen offenstanden, mittlerweile mehr als rar geworden sind?**

Ich muss ein konkretes Ereignis erwähnen, das mir sehr zu denken gegeben hat. In New York hatte ich einen jüdischen Arzt, der mir sehr geholfen hat. Bei der Verabschiedung vor meiner Rückreise nach Wien hat er zu mir gesagt: „Nixon was an Anti-Semite, but Trump makes Nixon look like the Pope. Be glad that you get out.“ Wobei ich jetzt nicht darauf herumreiten will, dass es auch Päpste gab, die in der Nazizeit eine sehr unrühmliche Rolle spielten. *nu*

Die MitarbeiterInnen des  
**JÜDISCHEN MUSEUMS  
DER STADT WIEN**

wünschen allen Freunden  
und Bekannten  
Schana Tova U´metuka

**Ambulatorium Helia  
Betriebs-GmbH**

**Dr. Hava Bugajer**

wünscht allen  
PatientInnen und FreundInnen  
alles Gute für das Neue Jahr

**שנה טובה**

**Ihnen allen  
Schana Tova!**

USCHI LICHTENEGGER  
Bezirksvorsteherin  
Leopoldstadt  
Karmelitergasse 9  
post@pv02.wien.gv.at  
Tel: +43-1-4000-02111



Schana Tova  
wünschen  
**Marika Lichter  
und  
Paul Lichter**

Agentur GlanzLichter  
Trattnerhof 2, 1010 Wien



Gertner Immobilien GmbH  
**PALAIS SCHÖNBURG**  
DIE RESIDENZ FÜR IHRE EVENTS  
<http://www.palais-schoenburg.at>

wünscht allen Geschäftspartnern  
und Freunden des Hauses  
ein schönes Neues Jahr

Wir wünschen allen Freunden  
unseres Hauses ein schönes  
Rosch-Haschana Fest



**שנה טובה**

Wir wünschen allen  
Verwandten  
und Freunden ein  
glückliches, gesundes und  
erfolgreiches Neues Jahr

**Danielle und Martin Engelberg  
Sammy, Rachel, Debbie**

**ROMIT CONSULTING GmbH**  
**1010, Fischerstiege 4-8/3/3**

wünscht allen Freunden  
und Verwandten

**שנה טובה**

Roby, Vinnie, Nadja,  
Alma und Leon  
HERSCOVICI

**Lansky, Ganzger + partner  
Rechtsanwälte GmbH**

wünscht allen Klienten, Freunden und  
Bekanntem shana tova u metuka!

**שנה טובה**

**RA Dr. Thomas Fried**  
§ kein Partner

1010 Wien, Gonzagagasse 11  
Tel. 01/ 533 04 33  
wünscht allen Freunden, Bekannten und  
Klienten ein glückliches Neues Jahr

**Prof. (FH) Mag.  
Julius Dem, MBA**

Allg. beeideter und gerichtlich  
zertifizierter Dolmetscher  
für Hebräisch

wünscht allen Verwandten,  
Freunden und Kunden  
ein glückliches Neues Jahr

**שנה טובה**

**Jewish Welcome Service**

wünscht allen Freunden und  
Bekanntem ein gutes Neues Jahr  
[www.jewish-welcome.at](http://www.jewish-welcome.at)

**שנה טובה**

**כתיבה וחתימה טובה**

Zu den Feiertagen die  
besten Wünsche allen  
Verwandten und Freunden  
im In- und Ausland

**Pierre Lopper und Familie**

Rotenturmstraße 27/2a, 1010 Wien  
Tel. 01/ 367 93 00  
E-Mail: ploppe@chello.at

**כתיבה וחתימה טובה**

**Familien Richard und Martin  
LANCZMANN sowie Firma E.T.C.**

wünscht allen Freunden,  
Verwandten und Bekannten ein  
glückliches Neues Jahr

Die NU-Redaktion wünscht allen Leserinnen  
und Lesern ein gesundes, friedliches  
und glückliches Neues Jahr!

**Schana Tova  
U´metuka**

mumok

EIN GUTES NEUES JAHR  
WÜNSCHT  
DAS MUMOK TEAM

MuseumsQuartier   
Museumsplatz 1  
A-1070 Wien  
www.mumok.at

שנה טובה ומתוקה

Ein gesundes und glückliches neues Jahr  
wünscht allen Patienten und Freunden

Mag. Dr. med. univ. Alexander Tuschel

Oberarzt am Wirbelsäulenzentrum Wien-Speising

[www.tuschel.at](http://www.tuschel.at)

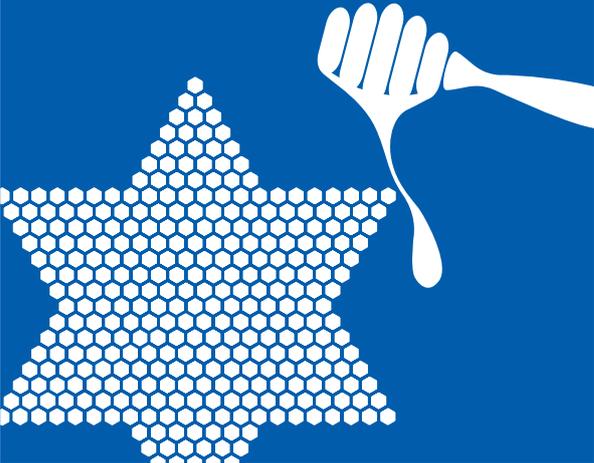
Oberrabbiner  
Chaim Eisenberg

wünscht allen Verwandten  
und Freunden ein  
glückliches Neues  
Jahr und  
Frieden für  
die ganze Welt

שנה טובה

Ihr Jüdisches Berufliches Bildungszentrum wünscht

SHANA TOVA  
U' METUKA!



Arbeitsmarktservice  
Wien



Ihre Partner für Berufsbildung und Arbeitsmarktintegration  
wünschen Ihnen herzlichst ein **GESEGNETES UND  
SÜSSES NEUJAHRSFEST!**

Neues Angebot:

**/ IT-Systemtechnik / E-Commerce & Webdesign**

Anmeldung und Information

**01/33 106-500 | [boi@jbbz.at](mailto:boi@jbbz.at)**



### Tel Aviv mit höchster Anzahl von Start-Ups

In einer neuveröffentlichten Studie des Global Startup Ecosystem Report 2018 gibt es in Tel Aviv mehr als 6.000 Start-Ups. Damit hat die Stadt die größte Anzahl pro Kopf auf der ganzen Welt. Darunter finden sich auch 18 „Unicorns“ – Start-Up-Unternehmen mit einer Marktbewertung von über einer Mrd. Dollar. In den letzten Jahren siedelten sich auch viele internationale Risikokapitalfonds und sogenannte „Beschleuniger“ in Tel Aviv an, die die Start-Up-Szene im wahrsten Sinne des Wortes beschleunigten. Neben B2B-Erfolgsgeschichten gibt es auch in Israel auch solche im B2C-Bereich: Dazu zählen etwa Wix (Webseiten-Baukastensysteme mit einem Umsatz von 600 Mio. Dollar), Fiverr (ein Online-marktplatz für digitale Dienstleistungen) oder Waze (GPS-unterstütztes Navigationssystem für Smartphones, das von Google gekauft wurde), die von Tel Aviv die Welt erobern.

### Mobileye: Grundsteinlegung für neues Zentrum in Jerusalem

Im Beisein von Ministerpräsident Benjamin Netanyahu erfolgte Ende August der Grundstein für das neue Entwicklungszentrum von Mobileye. Das 1999 in Jerusalem gegründete Unternehmen wurde im Jahr 2017 um 15,3 Mrd. Dollar von Intel gekauft



und ist einer der weltweit führenden Spezialisten für autonomes Fahren. Es weitet damit seine Entwicklung gewaltig aus: Der Gebäudekomplex mit acht Stockwerken weist eine Betriebsfläche von 50.000 Quadratmeter sowie weitere 78.000 Quadratmeter unter der Erde auf. Das neue Entwicklungszentrum zeigt, dass nicht nur der Raum Tel Aviv, sondern auch Jerusalem zum Start-Up-Zentrum geworden ist. Zu den Kunden von Mobileye zählen zahlreiche Unternehmen aus der Automobilindustrie wie BMW oder VW.



### Intel präsentierte seinen ersten Chip für künstliche Intelligenz

Im August präsentierte Intel zum ersten Mal der Öffentlichkeit seinen ersten Prozessor für künstliche Intelligenz (KI). Neben den Forschungszentren in Israel waren auch drei Start-Ups aus Israel an der Entwicklung beteiligt. Intel investierte in die Entwicklung mehr als 120 Mio. Dollar. Die Prozessoren sind ideal für große Rechenzentren für „maschinelles Lernen“. Facebook ist einer der ersten Kunden, die diese Chips von Intel bereits einsetzen.

Anlässlich des jüdischen Neujahrsfestes Rosch Haschana möchte ich namens des gesamten ÖVP-Parlamentsklubs allen Leserinnen und Lesern des Magazins NU und allen jüdischen Bürgerinnen und Bürgern unsere besten Wünsche für ein gutes Neues Jahr 5780 übermitteln.

Möge es ein Jahr des Erfolges, der Mitmenschlichkeit und des Friedens werden. Das wünsche ich Ihnen und uns allen von ganzem Herzen!

Shalom!

August Wöginger  
ÖVP-Klubobmann



© ÖVP-Klub/Sabine Klimpt



Mit Massakern und Hungerblockaden wurde die Abspaltung des Volks der Igbo von Nigeria 1968 niedergeschlagen. In der Folge konvertierten Igbo zum Judentum. Gedenkfeiern, hier in der Millionenstadt Aba, erinnern an den Biafra-Krieg.

VON DANNY LEDER (PARIS)

Man kann, wie ich, Atheist sein und keine Zugehörigkeit zu einem jüdischen Gemeinschaftsprojekt beanspruchen. Aber trotzdem gilt für mich wie für viele, die aus jüdischen Familien stammen: Unser Selbstwertgefühl stößt sich an einer eingeschränkten und nur allzu oft stigmatisierenden Vision unserer Herkunft.

Es kann daher erleichternd sein, einen Schritt beiseite zu machen, weg von den geläufigsten, religiös inspirierten und vielfach europäisch-neuzeitlich geprägten Darstellungen, aus denen sich das herkömmliche Geschichtsbild der Juden (und über die Juden) zusammensetzt. Nicht, dass alles daran falsch wäre, aber einiges ist doch sehr ergänzungsbedürftig. Dabei ebnet uns der erweiterte Blick auf die vielfältigen Ursprünge der jüdischen Gemeinschaften den Weg in die oft ersehnte universelle Trivialität.

Bei meiner diesbezüglichen, schon seit längerem unternommenen Fährtenuche<sup>1</sup> haben mich zwei Bücher

# Einen Schritt beiseite wagen

**Der erweiterte Blick auf die Vielfalt der ethnischen und geografischen Ursprünge der jüdischen Gemeinschaften ebnet den Weg in die universelle Trivialität.**

bestärkt, die sich gewissermaßen ergänzen. Obwohl beide schon 2008 erschienen sind, möchte ich hier, wegen ihrer anhaltenden Bedeutung, auf sie zurückkommen.

Das erste Buch stammt vom israelischen Essayisten Shlomo Sand und erschien auf Deutsch unter dem Titel: *Die Erfindung des jüdischen Volks. Israels Gründungsmythos auf dem Prüfstand*<sup>2</sup>. Das Werk stieß in Israel auf einigen Wi-

derhall. Furore machte es in Frankreich, wo es nicht zuletzt von der antizionistischen Linken als Beitrag zur Delegitimierung Israels gepriesen wurde.

Shlomo Sand untersuchte jene Schlüsselerisoden und biblischen Überlieferungen, aus denen zionistische Denker ihre geschichtliche Transzendenz gezimmert hatten. Gleichzeitig lenkte er das Augenmerk verstärkt auf historische Vorgänge, die weniger bis

keine Beachtung fanden. Dabei hatte Sand leichtes Spiel, Ungereimtheiten und blinde Stellen jener zionistischen Historiografie aufzulisten, die sich auf ein über 3000-jähriges völkisches Kontinuum mit territorialer Verankerung in Palästina beruft.

Im Gegenzug unterstreicht Sand, dass der gegenwärtige Teil der Weltbevölkerung, der sich als jüdisch versteht, auf ethnisch und geografisch vielfältigste Vorfahren zurückblickt. Das hängt mit missionarischer Dynamik, Migrationen, ideologischer Attraktivität, aber auch militärischer Expansion und Zwangsbekehrung zusammen – also Wesenszüge, die heute weitgehend in Vergessenheit geraten sind, die aber in Zeiten des vor-rabbinischen Judentums geläufig waren und auch später noch stellenweise in Erscheinung treten sollten. Während der zwei Jahrhunderte vor und nach unserer Zeitrechnung erlangten jüdische Glaubenssätze (in verschiedenen Varianten und Übergangsstadien, aber doch als solches identifizierbar) eine vorrangige Breitenwirkung im östlichen Mittelmeerraum, mit Ausläufern in alle Himmelsrichtungen – um anschließend den christlichen und später auch den muslimischen Strömungen den Rang abzutreten.

Sand stützte sich dabei auch auf zionistische Historiker, namentlich bei der Erörterung des Reichs der Chasaren, dem „Khaganat“ auf dem Gebiet des heutigen Südrussland (8. bis 10. Jh. n.u. Ztr.), dessen Herrscher zum Judentum konvertiert waren. Nach Zusammenbruch des Chasarenreichs entwickelte sich in den angrenzenden Gebieten das (ost-)europäische Judentum. Die Forschungsergebnisse zu diesem Thema fanden in Israel bis in die 1950er Jahre Anerkennung, wurden aber anschließend zusehends verdrängt.

### Jüdische Staatsgebilde

Sand reiht diese Erkenntnisse neu aneinander und verleiht ihnen dadurch die Kraft eines alternativen Narrativs gegenüber der nationalreligiösen Abstammungslehre. An den meisten Fakten, die Sand in Erinnerung ruft, ist kaum zu rütteln, auch wenn der Autor ihre Dimension wohl manchmal übertreibt.

Das größte Problem ist freilich die Ausschlachtung dieses Buchs durch doktrinäre antizionistische Strömungen – eine Folgewirkung, der Sand insofern Vorschub geleistet hat, als er die überwältigenden existenziellen Gründe für den neo-jüdischen Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts und für die Staatsbildung in Palästina zwar nicht unterschlägt, aber doch tendenziell in den Hintergrund rückt.

Die Leistung Sands besteht hingegen in dem überzeugenden Resümee des Wissensstands über die staatsähnlichen Gebilde, die sich Formen des

Gemeinschaften waren im jeweiligen geografischen Raum (oder seinen Ausläufern) anzutreffen, in dem einst eine Art von jüdischer Souveränität bestand. Sand erklärt auch, weshalb es relativ spät, als christliche und islamische Strömungen das Judentum bereits übertrumpft und in die Abkapselung getrieben hatten, noch zur Konversion von regionalen Herrscherhäusern zum jüdischen Monotheismus kam. Dieser konnte in Zonen vorstoßen, in denen das Christentum noch kaum präsent war. Außerdem konnten Herrscherhäuser, die mit christlichen Machtgebilden rivalisierten oder, in späteren Fällen, sich sowohl gegenüber christlichen als auch islamischen Imperien behaupten wollten, das Judentum als eigenständige monotheistische Alternative gutheißen.

## EDITH BRUDER **BLACK JEWS** Les Juifs noirs d'Afrique et le mythe des Tribus perdues



Edith Bruder  
**The Black Jews of Africa**  
Oxford University Press, 2008.  
Aktualisierte Version auf Französisch bei  
Albin Michel, Paris, 2014.

Judentums verschrieben hatten: darunter das Königreich Hadyab auf einem Gebiet zwischen dem heutigen Kurdistan und Armenien (1. Jh. n. u. Ztr.), die Himyar-Dynastie im Jemen (4. bis 6. Jh. n. u. Ztr.) und das schon erwähnte „Khaganat“ der Chasaren.

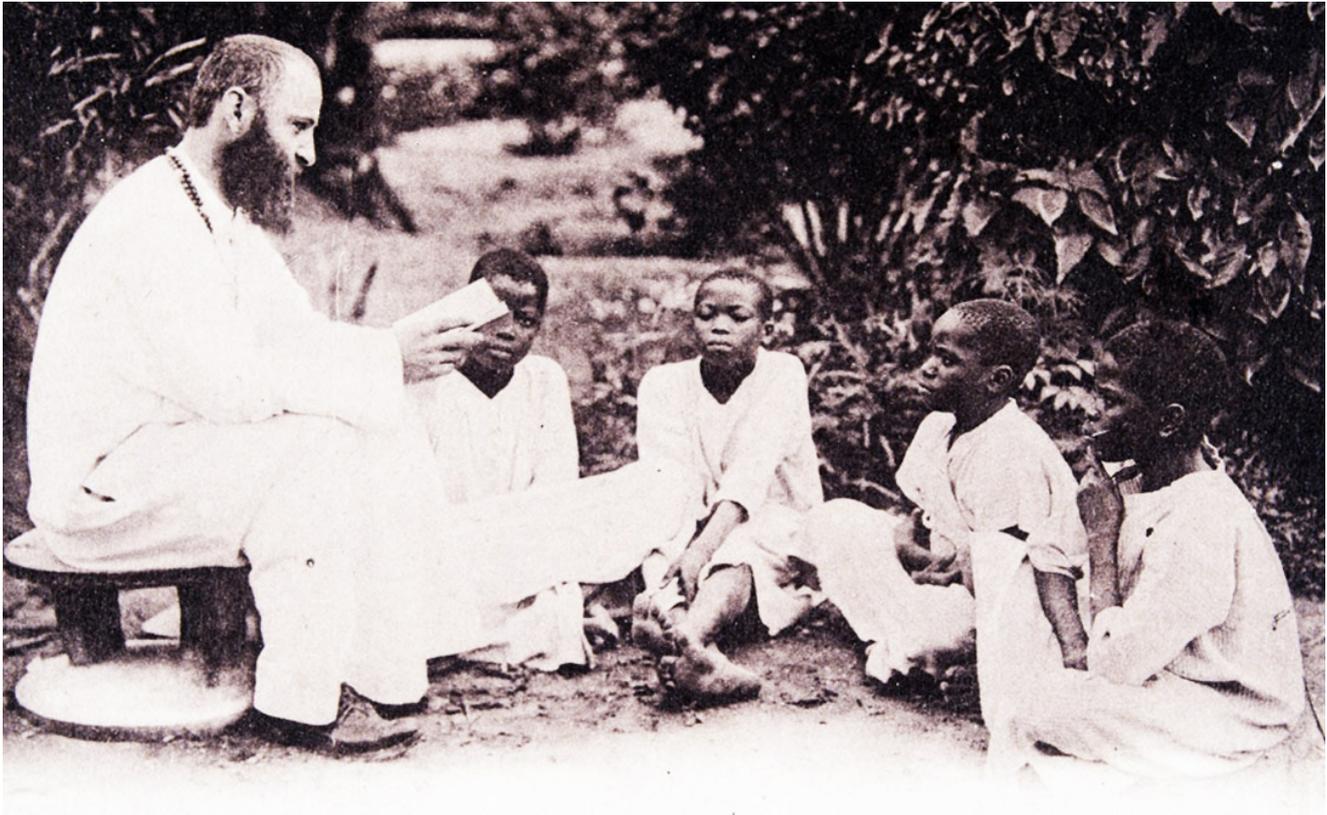
Die vielleicht wichtigste Erkenntnis, die sich bei der Lektüre des Buchs von Sand aufdrängt, lautet: Die zahlenmäßig bedeutendsten neuzeitlichen jüdischen

### „Black Jews“

Diese Erkenntnisse passen teilweise auch zur Studie über die Verbreitung des Judentums in Afrika, die die französische Soziologin Edith Bruder in ihrem Buch *Black Jews* liefert. Einer breiten Öffentlichkeit sind nur die äthiopischen Juden bekannt, von denen zehntausende nach Israel gelangten. Aber darüber hinaus bestehen in zehn afrikanischen Staaten jüdische Gemeinschaften. Diese umfassen winzige Gemeinden in einzelnen, oft isolierten Ortschaften mit einigen hundert Gläubigen (etwa in Ghana, Kamerun oder Uganda), aber auch weitaus bedeutendere jüdische Gruppierungen wie in Nigeria mit mehreren zehntausend Anhängern.

Verschiedene Ursprungsfaktoren schälen sich dabei heraus, die sich untereinander verweben können. Einige dieser Gruppen haben eine zumindest ansatzweise zurückverfolgbare Verbindung mit spätantiken oder mittelalterlichen souveränen jüdischen Gebilden, etwa im Jemen und in einem Oasen-Ensemble im Süden des heutigen algerischen Staatsgebiets.

Die Zerstörung dieser jüdischen Herrschaftsbereiche sorgte für eine Verlagerung in Regionen, die von ihren Verfolgern noch nicht kontrolliert wurden, und wo die geflüchteten Juden ihren Glauben aufs Neue verbreiteten. Ein weiterer Faktor für die Entfaltung des Judentums war die europäische Koloni-



Christliche Missionare weckten unbeabsichtigt Interesse am Judentum.

alexansion. Christliche Missionare und zeitgenössische Geisteswissenschaftler, deren Weltbild mit biblischen Überlieferungen vollgestopft war, suchten frenetisch und fanden folglich an allen Ecken und Enden Afrikas Hinweise auf die „verlorenen Stämme Israels“. Europas berüchtigte „Völkerkundler“, die in den Kolonien die Ethnien eifrig katalogisierten, verliehen den aus ihrer Sicht „zivilisierteren“ Gruppen eine „außer-afrikanische Abstammung“ und in diesen Fällen oft „semitische Herkunft“.

Einige Afrikaner, die solchermaßen zu Nachfahren Israels erklärt wurden, bemächtigten sich dieser Anschauung, um sie, in einem Schritt der Emanzipation gegenüber den europäischen Missionaren, umzuinterpretieren. Sie begaben sich ihrerseits auf jüdische Ahnensuche und schufen manchmal jüdisch-christliche Kirchen. Eine Minderheit deklarierte sich schlicht als Juden.

Begünstigt wurde diese Entwicklung durch die protestantische Versessenheit auf das Alte Testament. Das weckte den Wunsch, sich doch gleich mit den darin gepriesenen Original-Darstellern, also den Juden, zu verbinden. Viele der Mythen, von der Sklaverei in Ägypten über den Exodus bis hin zur Wirkmäch-

tigkeit der Propheten, dienten als Parabeln und Lehrbeispiele für das eigene afrikanische Schicksal.

### Selbst-Judaisierung

Dazu kamen mehrere Fälle von Selbst-Judaisierung durch lokale Führungspersonlichkeiten, die nach Lektüre der Bibel, Träumen und sonstigen Erweckungserlebnissen sich und ihren Anhängerkreis zum Judentum bekehrten. Es wäre freilich nicht angebracht, die europäische Nase über solch afrikanische Heilssuche zu rümpfen, weil sich genau auf dieselbe Weise beispielsweise in Italien, in einem Dorf in Apulien, ein Bibel-Leser in den 1930er Jahren dem Judentum zuwandte und später mit einer Gruppe von Anhängern nach Israel auswanderte.

Die zahlenmäßig vermutlich bedeutendste jüdische Strömung, nämlich die der Juden, die zur Volksgruppe der Igbo in Nigeria gehören, verweist auf Entstehungsfaktoren, die auch Shlomo Sand als Konversionsmotiv anderswo anführt. Führer der Igbo, der drittgrößten Ethnie im Vielvölkerstaat Nigeria, scheiterten bei ihrem Versuch Ende der 1960er Jahre, sich in einem eigenen Staat, Biafra, abzuspalten. Der Krieg mündete in Massaker und Hungerblok-

kaden seitens der Armee des nigerianischen Zentralstaats, die als Genozid wahrgenommen wurden. Die Igbo sind im Allgemeinen Christen. Das Narrativ über den Genozid begünstigte allerdings die Identifizierung mit dem Schicksal der Juden. Vor allem aber bot das Judentum eine Alternative zum Islam und zum Christentum der übrigen nigerianischen Volksgruppen, von denen sich die Igbo trennen wollten. Die Entfaltung einer relevanten jüdischen Minderheit unter den Igbo ist auch in diesem Kontext zu verstehen, so wie einst die Chasaren-Fürsten bei ihrem Bemühen um die Wahrung ihrer Selbständigkeit gegenüber den islamischen und christlichen Imperien den jüdischen Monotheismus annahmen. *nu*

1 Meine erste Veröffentlichung zu dem Thema: Danny Leder: *Zweck und Vergänglichkeit der Stämme*. In: *Das Jüdische Echo*, Wien, Oktober 1993. Auch abrufbar über: [www.danny-leder.info/de/essays](http://www.danny-leder.info/de/essays).

2 Erstmals erschienen 2008 in Hebräisch und Französisch. Dt. Erstübersetzung von Yael Lotan bei Propyläen, Berlin 2010.



# Ein Jüdisches Museum zwischen gestern und morgen

VON DANIELLE SPÉRA

Als wir im Jüdischen Museum Wien unsere neue Dauerausstellung gestalten, reflektierten wir intern, aber auch mit Kolleginnen und Kollegen aus der Wissenschaft und dem musealen Umfeld über die Raison d'être der jüdischen Museen. Wir nannten es „Reflexionen aus involvierter Außenperspektive“. Wie aktuell dieses Nachdenken war und ist, zeigt sich gerade anlässlich des Konflikts um das Jüdische Museum Berlin, wo Direktor Peter Schäfer nach Kritik an seiner Amtsführung und einem Tweet des Museums, den manche als Unterstützung der gegen Israel gerichteten BDS-Bewegung werteten, zurückgetreten ist.

Jüdische Museen in Europa befinden sich in einem spannenden Entwicklungsprozess. Im 21. Jahrhundert und mehr als 30 Jahre nach der Gründungsphase jüdischer Museen in Europa gilt es, den Daseinszweck jüdischer Museen in Geschichte, Gegenwart und Zukunft zu beleuchten. Zu Beginn übernahmen sie die Aufgabe, Erinnerungsorte zu sein. In Ermangelung einer kritischen Auseinandersetzung mit dem kollektiven Gedächtnis im Hinblick auf die Shoah wurde vor allem in Österreich das Jüdische Museum Wien zu einem Gedächtnisort. Ihm kam die Aufgabe zu, sich als einzige kulturelle Institution mit der Zeit des Nationalsozialismus auseinanderzusetzen.

Diese Gründungsphilosophie haben wir hinterfragt und neu überdacht: Welche Aufgaben übernimmt ein jüdisches Museum im deutschsprachigen Raum im 21. Jahrhundert? Vor allem in Bezug auf die unterschiedlichen Besucherschichten, die noch vielfältiger werden? Wie sehr kann gerade ein jüdisches Museum in den aktuellen Diskussionen für heutige Migrationsgruppen die jüdischen Erfahrungen als Erkenntnisse in den öffentlichen Diskurs einbringen?

Von einem Ort des Bewahrens, des Zurückblickens auf die Vergangenheit, einem Ort der Einkehr, des Gedenkens führt die Entwicklung zu einem inspirierenden Ort

der Begegnung, der Auseinandersetzung. Es ist ein Ort, an dem Zukunft thematisiert wird, ein jüdischer Begegnungs-, Verhandlungs- und Lernort. Wer das Jüdische Museum Wien verlässt, soll nicht nur sagen: „Ich habe heute interessante Dinge gesehen“, sondern vielmehr: „Ich habe heute interessante Erfahrungen gemacht.“

Dieses Prinzip leben wir jeden Tag – mit Schülerinnen und Schülern, Studierenden, Flüchtlingen, aber auch mit kritischen Personengruppen. So haben wir z.B. die Mitglieder der Whatsapp-

Land unwiederbringlich verschwunden ist, von der Kultur über die Wissenschaft bis hin zur Infrastruktur unseres Landes. Heute bestehen die Schulklassen zu einem großen Teil aus Schülerinnen und Schülern, deren Eltern bzw. Großeltern in unser Land zugewandert sind. Ihr tradiertes Geschichtsbild ist ein anderes. Dort gilt es anzusetzen. Den Flüchtlingen aus dem Nahen Osten versuchen wir in speziellen Programmen die österreichisch-jüdische Geschichte näherzubringen. Was bedeutet es, Jüdin oder Jude in



Gruppe „Männerkollektiv AG-Jus“, die im Jahr 2017 durch antisemitische Postings in die Medien kamen, eingeladen. Sie verbrachten zwei Tage im Jüdischen Museum, nahmen viele wichtige Informationen mit, die ihnen vorher nicht bekannt waren und wurden intensiv zum Nachdenken angeregt. Mehr denn je müssen wir vermitteln: Was hat die jüdische Geschichte mit mir zu tun? Wir machen darauf aufmerksam, dass die Menschen, die zu Opfern wurden, hier in unserer Stadt ein durchschnittliches, ruhiges Leben führten. Von einem Tag auf den anderen wurden sie systematisch ausgegrenzt und gedemütigt. Und das war nur der Beginn.

Für uns ist es ebenso wichtig, darauf hinzuweisen, was Österreich durch den Holocaust verloren hat. Wie viel an Wissen, Engagement und Kraft aus diesem

Österreich zu sein? Jede Geschichte jüdischer Österreicherinnen und Österreicher stellt auch den Verlust von Heimat, von Familie dar und im besten Fall einen erzwungenen Neuanfang. Das wird den aus dem Nahen Osten Neugekommenen im Jüdischen Museum Wien zum ersten Mal zu Bewusstsein gebracht.

Geschichte wiederholt sich zwar nicht exakt, doch ist jede Gesellschaft immer wieder von totalitären und rassistischen Tendenzen bedroht. Deshalb ist es unser Anliegen, das Jüdische Museum Wien zu einem Ort des (Nach-)Denkens, des Dialogs, der Kreativität und der lebendigen Begegnung zu machen, der den Menschen in den Mittelpunkt stellt, Menschen aus allen Kulturkreisen und mit verschiedensten Identitäten zueinander führt und die Analogien zu heute diskriminierten Minderheiten aufzeigt. *nu*



© CREATIVE COMMONS

Für die meisten Israelis und für die politische Führung des Landes stand die jüdische Identität nie in Zweifel.

# Das große Ganze

VON MICHAEL REINPRECHT

**Mit der Gründung Israels ging für Millionen Juden ein Traum in Erfüllung. Heute sind Staat und Demokratie nach wie vor auf der Suche nach ihrer Identität.**

Auf den ersten Blick gab Ali Yahya mit seinen buschigen Augenbrauen und dem wilden Schnurrbart das Bild eines arabischen Scheichs aus den libanesischen Bergen ab. In Wirklichkeit jedoch war er der erste sunnitisch-arabische Israeli, der den jüdischen Staat im Ausland vertrat. Erst in Helsinki, dann von 2006 bis 2014 als israelischer Botschafter in Griechenland, wo ich ihn 2011 am Rande einer Mittelmeer-Konferenz traf. „Ich bin ein glühender Werber für die israelische Sache“, rief er in arabischer Sprache Parlamen-

tiern aus Ägypten, Jordanien und den Maghreb-Staaten zu. Und die trauten ihren Ohren nicht, hatten sie doch vorher ihr übliches antiisraelisches Mantra gebetet.

Botschafter Ali Yahya ist ein gutes Beispiel für Israel als gut funktionierende parlamentarische Demokratie. Die wohl einzige im nahöstlichen Raum, wie sich der kleine jüdische Staat am östlichen Mittelmeer selbst sieht. Auf den ersten Blick ein Dilemma: Israel ist eine Demokratie – und pocht gleichzeitig auf seine jüdische Identität. Wie das zusammengeht?

Ja, es geht, ist die „Jewish identity“ doch die Raison d'être, das konstitutive Element Israels. Dieses Land ist das logische Ergebnis eines politischen Ziels, formuliert – auf Basis der Schriften Theodor Herzls – vom ersten Zionistenkongress 1897 in Basel: „Der Zionismus erstrebt die Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte in Palästina für diejenigen Juden, die sich nicht anderswo assimilieren können oder wollen.“ Die Balfour-Erklärung von 1917 gab dem Vorhaben des Zionismus dann den machtpolitischen Schub.

In der Unabhängigkeitserklärung vom Mai 1948 allerdings heißt es, der Staat Israel werde „all seinen Bürgern, ohne Unterschied von Religion, Rasse und Geschlecht, soziale und politische Gleichberechtigung verbürgen. Er wird Glaubens- und Gewissensfreiheit, Freiheit der Sprache, Erziehung und Kultur gewährleisten, die Heiligen

Identität Israels wurde damit in den Verfassungsrang gehoben: „Israel ist die historische Heimat des jüdischen Volkes. Dieser Staat Israel ist der Nationalstaat des jüdischen Volkes, in dem es sein Recht auf nationale, kulturelle, historische und religiöse Selbstbestimmung ausübt“, heißt es gleich in Artikel 1 des lange umstrittenen Regelwerkes.

### Nicht verhandelbar

Mit der Gründung des Staates Israel 1948 war für Millionen Juden, die seit Jahrhunderten verstreut über die ganze Welt in der Diaspora gelebt hatten, ein Traum in Erfüllung gegangen. Für viele war es wohl wie eine Heimkehr. Im *Schmone Esre*, dem täglichen Gebet, ist die Bitte für den baldigen Wiederaufbau Jerusalems, die Sammlung der Zerstreuten und damit für die Erneuerung Israels enthalten. Die Sehnsucht nach

mografie scheint den Palästinensern in die Hände zu spielen: Von den heute knapp neun Millionen Einwohnern sind mehr als zwanzig Prozent Araber, vorwiegend Muslime, aber auch Christen und Drusen, Tendenz steigend. Für die meisten von ihnen ist die Festlegung einer „Jewish identity“ Israels in einem künftigen Friedensvertrag ein No-Go. Für Israel – nicht wirklich überraschend – eine *Conditio sine qua non*.

Wie aber kommen säkulare und liberale Juden damit zurecht – vor allem hinsichtlich der Dominanz des orthodoxen Rabbinats? Wie kommt die bunte, urbane Welt Tel Avivs damit zurecht? Wie grenzen sich die starken und lebendigen LGBTQ-Gruppen der israelischen Mittelmeermetropole vom vielfach orthodoxen Jerusalem ab? Wer erkennt sich wieder in der „jüdischen Identität“ Israels? Besteht ein Konsens, ein allgemein anerkanntes

## Besteht ein Konsens hinsichtlich einer jüdischen Identität Israels? Oder sind es verschiedene, voneinander abgegrenzte Identitäten?

Stätten unter seinen Schutz nehmen und den Grundsätzen der Charta der Vereinten Nationen treu bleiben.“

Arabisch hat zwar mit dem Nationalstaatsgesetz vom Juli 2018, das Hebräisch als „nationale Sprache“ definiert, de jure den Status als Amtssprache verloren, genießt aber weiterhin einen Sonderstatus und ist de facto die zweite Landessprache geblieben. Sichtbare Zeichen dafür sind zweisprachige topografische Aufschriften in Israel; auch Handelswaren sind zweisprachig etikettiert, offizielle Kundmachungen werden meist ins Arabische übersetzt.

Arabische Israelis (mit Ausnahme der israelischen Drusen) sind vom Dienst in der Tsahal, der israelischen Armee ausgenommen, aber an Bürgerrechten grundsätzlich gleichgestellt; sie stellen Knesset-Abgeordnete und dienen im diplomatischen Dienst.

Für die meisten Israelis und für die politische Führung des Landes stand die jüdische Identität nie in Zweifel. Dem wird neuerdings mit dem neuen Nationalstaatsgesetz vom Juli 2018 Rechnung getragen: Die jüdische

der Heimat, nach *Erez Israel*, hatte nie aufgehört, war immer da. Seit Jahrhunderten haben Juden – ob Aschkenasim im osteuropäischen Shtetl, ob sephardische Juden in den Mellahs Marokkos oder Algeriens – den Seder-Abend mit dem traditionellen Wunsch „L'Shana Haba'ah B'Yerushalayim“ („Nächstes Jahr in Jerusalem“) beschlossen.

Sollte eines Tages das Ziel einer Zwei-Staaten-Lösung wieder auf der politischen Agenda stehen, dann sind die Eckpunkte einer Vereinbarung bereits vorgezeichnet: Israel wird den Palästinensern Gebietstausch für einen (Groß-)Teil der Siedlungen anbieten, aber auf Jerusalem als Hauptstadt Israels, einem militärischen Zugriff bis zum Jordan sowie insbesondere auf der Anerkennung der „jüdischen Identität Israels“ bestehen. Dieser Punkt ist für Israel nicht verhandelbar.

Die arabische Bevölkerung in Judäa und Samaria, die Palästinenser im Westjordanland und ihre politische Führung in Ramallah sähen Israel wohl lieber als einen multikulturellen, ja multireligiösen Staat. Und die De-

Lebensgefühl und Grundsatzübereinkommen hinsichtlich einer jüdischen Identität Israels? Oder sind es verschiedene, voneinander abgegrenzte Identitäten?

Fest steht, die „jüdische Identität“ Israels, allein schon die Existenz des Staates Israel stellt eine Art Sicherheitspolizze für alle Diaspora-Juden dar. Das Recht auf Heimkehr nach Erez Israel ist verbürgt, übersetzt ins bürgerliche Recht heißt dies: Jeder Jude, jede Jüdin hat Recht auf die israelische Staatsbürgerschaft. Und doch scheint das Verhältnis der Reformjuden, vor allem der Liberalen in den USA, zu Israel, zu dessen gegenwärtiger Politik und insbesondere zur Frage der Konversion getrübt. Von liberalen Rabbinern in den USA oder in Westeuropa vorgenommene Übertritte werden vom Jerusalemer Oberrabbinat nicht anerkannt; diese Konvertiten gelten dann nicht als Juden, haben kein Anrecht auf Staatsbürgerschaft. Diese Spannung ist deshalb so virulent, weil die „andere Seite“, die Ultraorthodoxen, vom Wehrdienst, auch von Lohnarbeit be-



© ORRLING

**Touristentreffpunkt in der Mittelmeermetropole: die Ben Yehuda-Straße in Jerusalem.**

freit sind; ihr Unterhalt und der ihrer (meist kinderreichen) Familien muss von der Allgemeinheit getragen werden.

### **Würde als Kunststück**

Einen ähnlichen Konflikt haben die vor dreißig Jahren aus der ehemaligen Sowjetunion eingewanderten russischen Juden. Diese Gruppe wird heute auf rund 300.000 geschätzt; meist „Vaterjuden“, daher vom Oberrabbinat nicht anerkannt. In der UdSSR wurden Juden vor allem dann diskriminiert und verfolgt, wenn sie „jüdische“ Namen trugen, also von der väterlichen Abstammung her als Juden gesehen wurden.

„Nationale Identität wird durch emotionale Bindungen gefördert, von einer demokratischen Gemeinschaft, die auf ein gemeinsames Ziel hinarbeitet“, sagte der amerikanische Poli-

tologe Francis Fukuyama. In seinem neuestem Buch *Identität: Wie der Verlust der Würde unsere Demokratie gefährdet* argumentiert Fukuyama, dass „unzureichende Anerkennung der Würde des Menschen in Wirtschaft und Staat die Demokratie gefährdet“. Im Umkehrschluss heißt das natürlich, dass Demokratie gedeiht, wenn der Staat den Menschen Würde angedeihen lässt. Und Israel scheint dieses Kunststück gelungen zu sein: den diversen, oft augenscheinlich gegensätzlichen sozialen Gruppen ihre Anerkennung und Würde zu geben – und sie gleichzeitig (erfolgreich!) in das große Ganze der jüdischen Identität einzubinden. Dies betrifft das westlich-laizistische kulturelle und soziale Leben Tel Avivs ebenso wie religiöse Siedler, die sich in Judäa oder Samaria, also in den von Israel besetzten Gebieten der palästinensischen Auto-

nomiebehörde, festsetzen, weil sie das Land vom Mittelmeer bis zum Jordan als dem Volke Israel versprochenes Land sehen und dabei den Rechten der Palästinenser keine Bedeutung beimessen.

Denn in Israel ist alles religiös konnotiert: die Flagge, die Nationalhymne, das Staatswappen. Auch das zivile Leben ist dem Religiösen untergeordnet: Am Sabbat steht alles still, zivile Ehe gibt es nicht. Einerlei, ob es nun nicht praktizierende, de facto laizistische Juden in den Mittelmeermetropolen des Landes oder Orthodoxe im jüdischen Viertel der Altstadt Jerusalems betrifft – an der jüdischen Identität hegt in Israel so gut wie niemand Zweifel. Die „Jewish identity“ Israels ist eben nicht nur in Verfassungsrang gehoben, also gewissermaßen in Stein gemeißelt. In dieser Identität finden sich alle Israeli wieder.

*nu*

# „Die Armee ist die Eintrittskarte in die israelische Gesellschaft“

**Die 57-jährige Diplomatin Talya Lador-Fresher ist seit 2015 israelische Botschafterin in Österreich. Daneben vertritt sie Israel bei den in Wien angesiedelten Organisationen UNIDO und OSZE. Ein Gespräch über israelisches Demokratieverständnis, das neue Nationalstaatsgesetz und arabische Parteien in der Knesset.**



© ISRAELISCHE BOTSCHAFT

VON MICHAEL REINPRECHT

**NU:** Israel ist eine parlamentarische Demokratie und pocht gleichzeitig auf seine „jüdische Identität“. Nach der Beurteilung des Politologen Anton Pelinka „erfüllt Israel jedenfalls die minimalen Kriterien der Demokratie“. Aber eigentlich sollte der Staat ja für alle Bürger da sein, so steht es auch in der Unabhängigkeitserklärung Israels vom Mai 1948. Wie geht das alles zusammen?

Talya Lador-Fresher: Wir sind sehr stolz auf das jüdische *und* das demokratische Israel; die Reihenfolge ist

wichtig. Israel ist mehr als eine Demokratie, die nur minimale Kriterien erfüllt: Israel ist nicht Durchschnitt, Israel ist eine große, starke Demokratie. Nicht nur, dass Israel die einzige Demokratie des Nahen Ostens ist, sondern auch im Vergleich mit anderen demokratischen Staaten des Westens. Ich bin sehr stolz auf unsere israelische Demokratie, auf die Unabhängigkeit der Justiz und der Richter, auf unsere Knesset, auf die Presse- und Meinungsfreiheit, etc. Und natürlich ist Israel das Land aller seiner Bürger; alle Israelis haben das Wahl-

recht und können in die Knesset gewählt werden, haben das Recht, sich in den Medien, auch in den sozialen Medien, auszudrücken und dort auch die Regierung zu kritisieren.

## **Die israelische Armee spielt dabei ...**

... eine ganz entscheidende Rolle. Die Armee ist der „ultimative melting-pot“, gewissermaßen die Eintrittskarte in die israelische Gesellschaft. Ich finde es jammerschade, dass nicht alle in der Armee dienen bzw. Zivildienst leisten. Das ist vor allem ein Problem für die Ultra-Orthodoxen und

„Die meisten arabischen Israelis sind ganz hervorragende Bürger unseres Staates. Und sie genießen Freiheiten und Rechte, von denen Araber in den arabischen Ländern nur träumen können.“

die israelischen Araber. Die Drusen bilden hier eine Ausnahme, sie dienen freiwillig, der Großteil leistet seinen Dienst in der Armee. Die Tsahal ist eine Art Abziehbild der israelischen Wirklichkeit: Wenn sie ungefähr zweieinhalb Jahre bei militärischen Aktionen Seite an Seite stehen, dann schweißt das zusammen und führt zu einem größeren Verständnis, wie Israel funktioniert.

Israels erster Premierminister David Ben Gurion hat zwei Entscheidungen über die Armee getroffen: Eine ist hervorragend, die andere, naja, sagen wir vorsichtig, der damaligen Zeit entsprechend. Ausgezeichnet war die Entscheidung, auch für Frauen die Wehrpflicht einzuführen. Ich war bei der Armee, meine Tochter diente ebenfalls. Das war manchmal hart, aber – um bei dem Bild zu bleiben – wir haben unser Ticket bezahlt. Arabische Israelis indes sind zum Wehrdienst nicht verpflichtet. Ich kann diese Entscheidung Ben Gurions nachvollziehen, aber warum sind sie auch vom Zivildienst befreit? Wäre ich ein arabischer Knesset-Abgeordneter, würde ich daran arbeiten, diese Gesetzeslage zu ändern. Denn erst mit dem Wehr- oder Wehrrersatzdienst haben Sie die Eintrittskarte zur israelischen Gesellschaft erworben.

**Sie erinnern sich sicher an Ali Yahya, Israels ersten arabischen Botschafter, der den Staat Israel von 2006 bis 2014 in Athen vertrat. Ich habe ihn selbst 2011 als glühenden Verteidiger Israels erlebt. Wie aber kommt ein arabischer Sunnit als israelischer Diplomat mit der „jüdischen Identität“ zurecht?**

Ja, ich erinnere mich gut an ihn. Für Ali war Koexistenz das Kriterium. Koexistenz heißt natürlich nicht, dass Sie jüdisch sein müssen, überhaupt

nicht. Sie leben weiterhin in Ihrer Tradition, mit ihrer Religion, aber gleichzeitig versuchen Sie, den Nachbarn zu verstehen. Es ist heute natürlich eine einzigartige, in der Geschichte noch nie dagewesene Situation, dass die Araber es mit einer jüdischen Mehrheit zu tun haben. Und Botschafter Yahya war das beste Beispiel für jemanden, der sich sagte, so ist die Lage nun mal und ich muss damit zurechtkommen.

**Das im Juli 2018 von der Knesset mehrheitlich beschlossene Nationalstaatsgesetz hebt die „jüdische Identität“ Israels in den Verfassungsrang. Kritiker aber werfen diesem Gesetz vor, die arabischen Israeli in den Rang „Bürger zweiter Klasse“ zu versetzen. Ist das so?**

Schauen Sie, dieses Gesetz regelt zum einen Dinge, die ohnehin klar sind, wie die staatlichen Symbole, die Flagge, das Wappen, die Hymne. Und was die arabischen Mitbürger betrifft, so bilden sie eine sehr interessante Bevölkerungsgruppe. Es sind die, die 1948 geblieben sind, sie haben oft enge, meist verwandtschaftliche Beziehungen mit Palästinensern aus den umliegenden Regionen. Die überwältigende Mehrheit der arabischen Israeli sind ganz hervorragende Bürger unseres Staates. Und sie genießen Freiheiten und Rechte, von denen die Araber in den arabischen Ländern nur träumen können. Das Problem liegt nicht bei der Bevölkerung, sondern bei den arabischen Knesset-Abgeordneten, bei den arabischen Parteien.

**Was auch zeigt, dass Israel ein buntes Land ist. Mit unterschiedlichen Gruppen, die alle ihre eigenen Identitäten haben, gerade innerhalb der jüdischen Bevölkerung. Die Spannweite geht von den**

**LGBTQ-Communities Tel Avivs bis hin zu den Ultraorthodoxen und den religiösen Siedlern, die die Gebiete zwischen dem Mittelmeer und dem Jordan als dem Volke Israel versprochenes Land sehen. Ist die jüdische Identität hier eine Klammer, die alle zusammenhält? Oder ist sie ein politisches Postulat, das manche nicht teilen?**

Ich würde sagen, dass wir hier vieles Eliezer Ben-Yehuda zu verdanken haben, dem Vater des modernen Hebräisch, einer Sprache, die jahrhundertlang eine religiöse, „heilige“ Sprache war. Ob in Jerusalem oder in Tel Aviv, im Supermarkt sprechen alle hebräisch, auch die Ultraorthodoxen, die früher jiddisch sprachen: Die gemeinsame Sprache und das gemeinsame Rechtssystem verbinden und einen uns alle.

**Was die vorhin angesprochenen, verschiedenen Sub-Identitäten betrifft: Kann man sagen, dass die jüdische Identität das Gemeinsame ist, das alle Gruppen der israelischen Gesellschaft zusammenhält?**

Ja, das ist richtig für die jüdische Bevölkerung. Ein konstitutives Element ist hier die gemeinsame historische Erfahrung als jüdisches Volk. Unser kollektives Gedächtnis erinnert etwa an die Vertreibung und Verfolgung der Juden in Spanien 1492 und natürlich an den Holocaust. Unsere jüdische Identität sagt auch, was wir wollen und was wir zu vermeiden trachten. Wenn wir nicht geeint sind, wenn wir uns nicht schützen, dann kehren die Schrecken zurück.

**Zugleich ist Israel ein sicherer Hafen für alle Juden dieser Welt, für die Diaspora.**

So ist es. Diese gemeinsame historische Erfahrung ist tief in unserer Identität verwurzelt.

*nu*

# Inkonsistente Identität



© ZSOLNAY

**Warum wird die Identitätsdebatte so leidenschaftlich geführt? Und worin unterscheiden sich linke Identitätspolitik und rechte identitäre Politik? Ein Kommentar zur aktuellen Lage.**

VON KONRAD PAUL LIESSMANN

Der Identitätsdiskurs floriert. Die Frage, ob eine überzogene Identitätspolitik für den Zerfall der Gesellschaft und die Krise der Linken verantwortlich sei, wird heftig diskutiert, die Rolle unterschiedlicher Ausprägungen der Identität für die Konstitution und den Schutz von Minderheiten wird ebenso thematisiert wie die Gefahr, die von einer national oder völkisch orientierten identitären Bewegung ausgehen kann.

In einem gleichen sich allerdings rechte und linke Identitätskonzepte: Sie setzen voraus, dass Menschen ihr Identitätsgefühl dadurch gewinnen, dass sie ein bestimmtes Merkmal mit anderen Menschen teilen und dass dieses Merkmal das Entscheidende ihrer Existenz ausmacht. Die Zugehörigkeit zu einer Sprachgruppe oder einer Religionsgemeinschaft, das Geschlecht oder die sexuelle Orientierung können ebenso zu solch einem dominanten Faktor werden wie Ethnizität oder kultureller Hintergrund.

Auf alle diese leidenschaftlich geführten Identitätsdebatten fällt ein eigentümlich schräges Licht, wenn sie mit einem Satz Ludwig Wittgensteins konfrontiert werden. In seinem *Tractatus logico-philosophicus* hatte sich der Philosoph zu dem Begriff der Identität Folgendes notiert: „Von zwei Dingen zu sagen, sie seien identisch, ist ein Unsinn, und von Einem zu sagen, es sei identisch mit sich selbst, sagt gar nichts.“

Jetzt wird sofort klar, dass es bei Identitätsdiskursen um alles Mögliche gehen kann, nur nicht um Identität. Denn ein Mensch kann nur mit sich selbst identisch sein, und das besagt eben gar nichts: Ich bin ich. Und zu behaupten, ein Mensch wäre mit einer Eigenschaft oder einem Merkmal identisch, also deckungsgleich mit diesem, ist offensichtlich ein Unsinn.

Woher also die Attraktivität der Identitätsdiskurse? Die selbstgewählte oder oktroyierte Zuschreibung einer Identität ist ein einfaches Verfahren zur Re-

duktion des Menschen auf einen, mitunter höchst zufälligen Aspekt seiner Existenz.

Das verringert Komplexität und ordnet die Welt. Niemand allerdings ist mit solch einem Aspekt identisch, kein Mensch geht in seiner Religion, Ethnie oder Sexualität restlos auf. Dass wir Wesen sind, die in unterschiedlichen Dimensionen und in unterschiedlicher Intensität unser Selbst und unsere Zugehörigkeiten erleben können, macht den Menschen zu einer unverwechselbaren Person. Identitätspolitik raubt ihm diese Vielfalt, in dem sie ein kontingentes Merkmal zu einer ontologischen Kategorie erhebt: So sind wir; das macht uns aus.

Während eine linke Identitätspolitik die Vielfalt in der Gesellschaft stärken will und eine rechte identitäre Politik die Homogenisierung der Gesellschaft anvisiert, geht die Mannigfaltigkeit des Einzelnen dabei verloren. Unter identitätspolitischen Gesichtspunkten werden wir auf Merkmale reduziert, die wir mit anderen teilen, und deshalb nur als Element dieser Gruppe wahrgenommen.

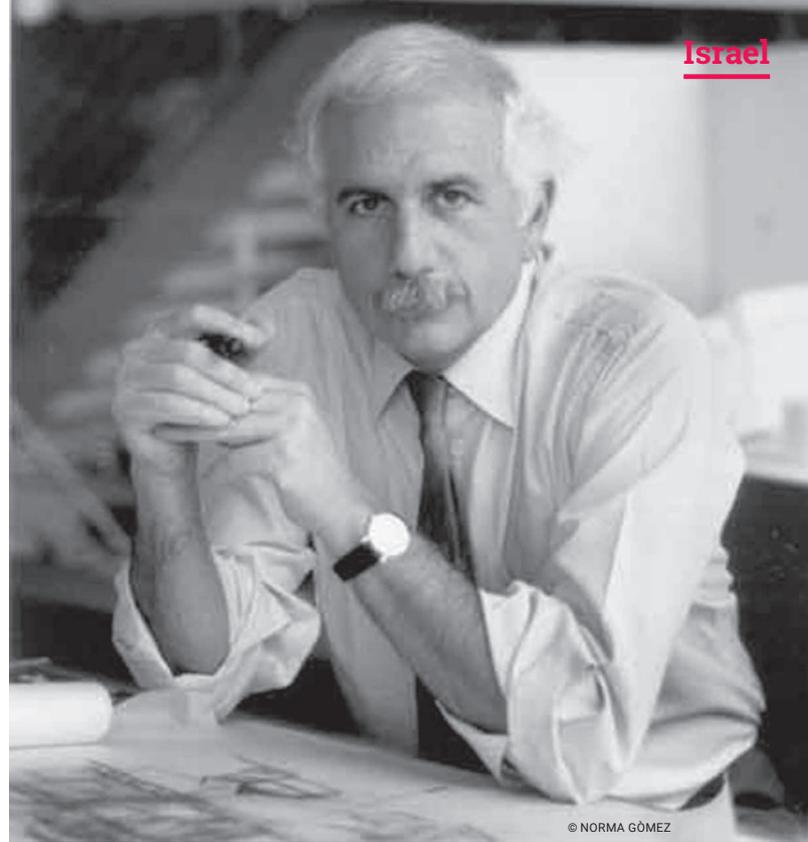
Deren Stärke oder Schwäche entscheidet über unser Schicksal und unsere Rechte. Als Individuen hören wir damit zu existieren auf. Identität sabotiert Individualität. Wer bei allem und jedem immer ein „Ich als ...“ vorausschicken muss, hat sein Ich schon aufgegeben.

Human wäre es, die Vielgestaltigkeit des Menschen und die Plastizität seiner Zugehörigkeiten zu stärken und zu fördern. Das aber bedeutete, von inkonsistenten Identitätskonstruktionen Abstand zu nehmen und die Menschen in ihrer Besonderheit und Eigenart wahrzunehmen. Das Konzept des freien und selbstbewussten Bürgers hatte sich einmal diesem identitätskritischen Ansatz verpflichtet gefühlt. Dass dieser gegenwärtig so unbeliebt ist, sollte uns zu denken geben.

*Diese Kolumne erschien erstmals in der „Neuen Zürcher Zeitung“ (6. 11. 2018). Nachdruck mit freundlicher Genehmigung.*

# Von der Finsternis zum Licht

**Moshe Safdie, der berühmteste Architekt Jerusalems, hat mit seinen Visionen die Stadt nachhaltig geprägt hat. Plätze und Gebäude legen davon Zeugnis ab.**



© NORMA GÓMEZ

VON RENÉ WACHTEL

Das erste Mal stößt man auf Moshe Safdies visionäre, zutiefst menschliche Architektur, wenn man am Ben Gurion Airport ankommt, den Weg über die Rotunde zu Passkontrolle geht und über die zwei Brücken kommt, wo sich die ankommenden und abfliegenden Passagiere begegnen und begrüßen können.

Auch der Vorplatz der Klagemauer, das Mamilia Center und das Mamilia Hotel, die Nationalbibliothek, Yad Vashem und neuerdings der National Campus for the Archaeology of Israel bezeugen seine baukünstlerische Meisterschaft. All diese Bauten prägen das Land, geben vor allem der Region Jeru-

salem ihre ganz spezielle Identität.

Geboren 1938 in Haifa, zog Moshe Safdie als Jugendlicher mit seiner Familie nach Kanada. Eigentlich wollte er das nicht, weil er sein Heimatland liebte – er war und ist begeisterter Zionist und Sozialist. In Montreal studierte er an der McGill Universität Architektur, lernte bei Louis Kahn und bekam gleich nach seinem Studium eine Stelle im berühmten Architekturbüro von Sandy van Ginkel in Montreal. Van Ginkel ermunterte den jungen Architekten auch, für die Expo 67 in Montreal das Projekt Habitat 67 zu entwickeln: Dieses Wohnprojekt sollte sein Durchbruch werden, während der Weltausstellung war es eine der Hal-

testellen des Expo Express: Habitat 67 besteht aus Quaderelementen, die zu Kuben zusammengesetzt wurden, die Wohnflächen betragen zwischen 54 und 153 Quadratmeter, alle Wohnungen haben Terrassen. Wegen der Lage auf der Halbinsel Cité du Havre und der einzigartigen Struktur ist es noch heute eine beliebte Wohnanlage.

Im Jahr 1967, gleich nach dem Sechstagekrieg, ging Safdie, der bei Sandy van Ginkel auch gelernt hatte, wie moderne Stadtplanung funktioniert, zurück nach Israel und beteiligte sich am Umbau und der Sanierung der Jerusalemer Altstadt. Einer seiner ersten Umgestaltungspläne betraf den Vorplatz der Klagemauer. Obwohl nur ein kleiner Teil tatsäch-



© SAFDIEARCHITECTS

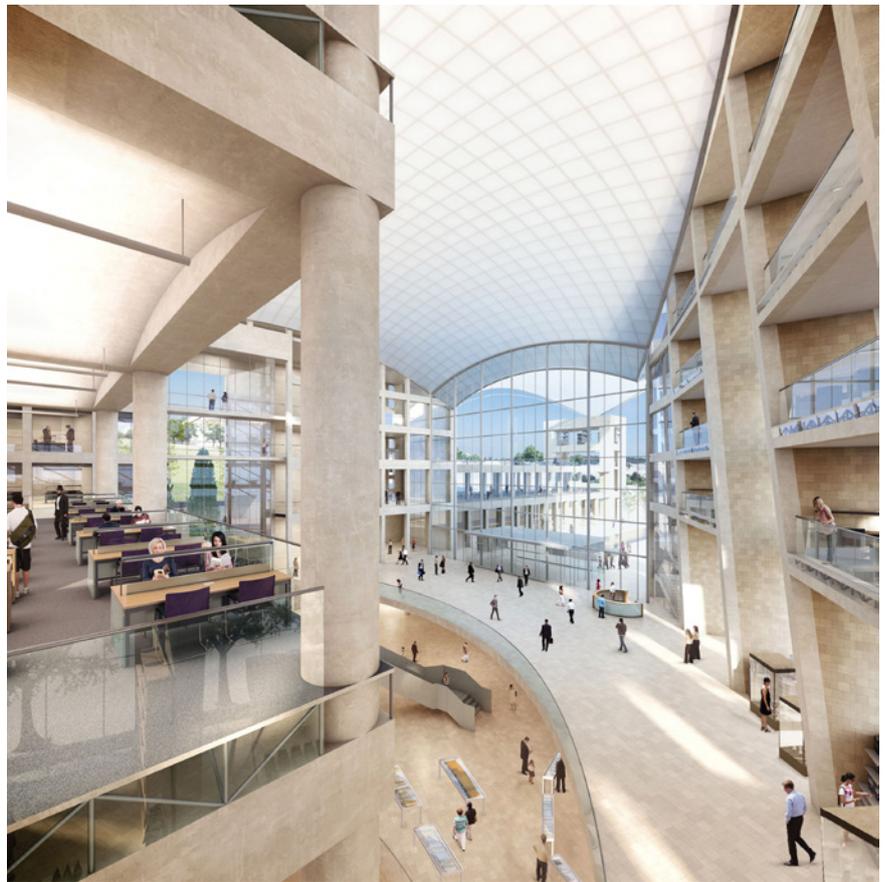
Stadtplanerische Meisterleistung:  
Mod'In am Fuße der jüdischen Berge.

lich umgesetzt wurde, zeigt sich bereits hier seine charakteristische, Jerusalems neue Identität prägende Handschrift.

### Museum im Zickzack

In den Neunzigerjahren wurde er von der israelischen Regierung mit der Planung einer ganzen Stadt beauftragt: Modi'in am Fuße der judaischen Berge, genau zwischen Tel Aviv und Jerusalem, heute eine Großstadt mit fast 100.000 Einwohnern, war und ist eine stadtplanerische Meisterleistung. Auf den Hügeln der Stadt befinden sich die Wohngebiete, in den Tälern Grünflächen mit Schulen, Sportplätzen und Einkaufszonen. Hier entstand eine Stadt, die die ursprüngliche Topografie nicht verändert, sondern sich ihr angepasst hat.

Eines der emotionalsten Projekte für Moshe Safdie war die Neugestaltung von Yad Vashem und der Neubau des Historischen Museum am bzw. im Mount Herzl („Berg des Gedenkens“). Mit der prismaartigen Struktur des fast zweihundert Meter langen Gebäudes, das sich wie ein unterirdischer Keil 16,5 Meter bis an die Spitze des Hügels bohrt, gab er seiner Vision „von der Finsternis zum Licht“ Gestalt. Das Museum selbst muss man im Zickzack ergehen, weil tiefe Furchen im Boden des Mittelganges den Weg versperren, als Sinnbild für die Wendepunkte in der Geschichte des Holocaust. Ein neun Meter in die Höhe ragender, konischer Turm ist der „Saal der Namen“: ein eindrucksvolles Monument der Erinnerung mit persönlichen Daten und Bildern von Holocaust-Opfern. Es ist



© SAFDIEARCHITECTS

**Baukünstlerische Herausforderung: die Nationalbibliothek in Givat Ram.**

jedes Mal aufs Neue ein emotionales Erlebnis, wenn es einige Schritte später am Ende des Ausstellungsrundganges wieder Licht wird und man auf Jerusalem blickt.

Wie immer war für Safdie die Kooperation mit den verantwortlichen Bauherren – in diesem Fall mit Yad Vashem – ein wichtiges Element der Arbeit.

Safdie, der Architekturbüros in Jerusalem, Boston, Shanghai und Singa-

pur unterhält, entwarf für Jerusalem auch das David's Village, den Campus des Hebrew Union College, die Nationalbibliothek sowie, als neuestes Projekt des mittlerweile 81-Jährigen, der *National Campus for the Archaeology of Israel*. Auch das Yitzchak Rabin Center für israelische Studien mit dem Grabmal von Yitzchak Rabin in Tel Aviv sind nach seinen Plänen entstanden.

Außer in Europa, wo er kaum nennenswerte Projekte realisieren konnte, ist Moshe Safdie auch ein weltweit agierender Baukünstler: So baute er etwa in Vancouver die Public Library, in Ottawa die National Gallery of Canada und in Kansas City das Kauffman Center for the Performing Arts. Unübersehbar sein Beitrag zur modernen Struktur der Stadt Singapur, wo er den Orchard Boulevard neu gestaltete, sowie die Marina Bay mit eindrucksvollem Hotel und Museum.

Auch hier stößt man, wie in Jerusalem, gleich bei der Ankunft auf seine durchdachte, immer am Menschen und seinen Bedürfnissen orientierte Architektur: am neuen Terminal des Jewel Changi Airport.

*nu*



© SAFDIEARCHITECTS

**Ankommen als Erlebnis: Ben Gurion Airport.**

VON ANDREA SCHURIAN

Es ist halb neun Uhr morgens. Auf der Seufzerbrücke und im Labyrinth zwischen Markusplatz und Rialto-Brücke drängeln sich Einheimische und Touristen. Doch von den 130.000 Besuchern, die täglich in Venedig einfallen, kommen nur wenige ins jüdische Viertel im Nordwesten der Stadt, zumindest nicht um diese Uhrzeit. Boote schaukeln auf den schmalen Kanälen, Mütter eilen mit ihren Schulkindern durch die engen Gässchen zur Vaporetto-Station, Kellner wischen den Nachtreger von den Tischen und Stühlen. Am Campo di Ghetto Nuovo führt eine versteckte Tür in den verwunschenen, rosenumrankten Garten des koscheren Restaurants Ghimbel Garden. Hier gäbe es die mit Abstand besten Kuchen der Stadt, schwärmt der Londoner Weltkünstler Edmund de Waal, den ich hier zum Frühstück treffe. Geschmack sei pure Erinnerung, der Geschmack eines in Lindenblütentee getunkten Gebäckstücks namens „Petite Madeleine“ diene einst Marcel Proust in seinem Jahrhundertroman *Auf der Suche nach der verlorenen Zeit* als Schlüssel zur Vergangenheit. Nicht der Anblick des Gebäcks vermag den Prozess in Gang zu setzen, heißt es im Roman, sondern erst die Sekunde, da



© ANNABLAU

# Der Geschmack der Erinnerungen

**Mit seiner Familienchronik „Der Hase mit den Bernsteinaugen“ über den gesellschaftlichen Aufstieg seiner Vorfahren, der märchenhaft reichen Bankiersfamilie Ephrussi, deren Vertreibung und Enteignung durch die Nazis wurde der Londoner Künstler Edmund de Waal schlagartig berühmt. Seine Keramikarbeiten werden in den wichtigsten Museen der Welt gezeigt. NU war mit de Waal im jüdischen Venedig unterwegs.**

der mit „Gebäckkrümeln gemischte Schluck Tee meinen Gaumen berührte. Mit einem Mal war die Erinnerung da.“ Und Erinnerungsarbeit ist Basis allen künstlerischen Schaffens des Schriftstellers und bildenden Künstlers Edmund de Waal.

Doch dann probiert dieser schlanke, asketische, feingliedrige Mann mit den klugen Augen kein an das Fin de Siècle erinnerndes Törtchen, kein Mürbgebäck, keinen Keks. Und auch am Espresso nippt er nur, weil er lieber über seine zweiteilige Ausstel-

lung *Psalm* reden möchte, die noch bis Ende September zu sehen ist. Und über das Ghetto Nuovo mit seinen aus Platzmangel in die Höhe strebenden Häusern, wohin im Jahr 1516 venezianische und zugewanderte Juden zwangsübersiedelt worden waren. Bis

heute sei es eine Art Mikrokosmos der multiethnischen Lagunenstadt, „ein Ort der ständigen Übersetzung, ein Versuchsfeld des Begreifens und der Schattierungen“, sagt Edmund de Waal. Fünf Jahre tüftelte er an den *Psalm*-Ausstellungen, recherchierte, konzipierte, notierte, schuf. Denn „erst wenn alle Vorarbeiten und Vorbereitungen erledigt sind, ist man frei, um die Kunst zu machen.“

### Dienliche Sprache der Kunst

In der Scuola Canton, einer der fünf Synagogen, in der nun das Jüdische Museum Venedigs untergebracht ist, nimmt de Waal Bezug auf Geschichte und Architektur des Gotteshauses. Es sei ein Privileg, sein Projekt an einem so heiligen Ort realisieren zu dürfen, sagt er und läuft die Stiegen hinauf, erläutert seine anrührend filigranen, religiös-philosophisch grundierten Installationen und Objekte aus Porzellan, aus lichtreflektierendem Gold und, ja, aus Marmor, „weil Juden für ihre Synagogen keinen Marmor verwenden durften.“ Viele Arbeiten hängen ungewöhnlich hoch, so etwa jene, die den Tehillim-Psalms zum Thema hat, das über heilige Räume erzählende Lied aus dem 16. Jahrhundert. Es sind rhythmische Raum-Interventionen, elegant, minimalistisch. „Ich brauche nicht viel, um etwas auszudrücken. Wichtig ist, herauszufinden, welche künstlerische Sprache einem dienlich ist.“

In der Aula des Ateneo Veneto di Scienza, Lettere ed Arti am Campo San Fantin unweit des Markusplatzes hat de Waal eine „Bibliothek des Exils“ eingerichtet, auch als Hommage an seinen Urgroßvater, der nach dem „Anschluss“ 1938 in Wien miterleben musste, wie seine gesamte Bibliothek auf einen Lastwagen geworfen und abtransportiert wurde, sowie als Mahnmal für alle über die Jahrhunderte verlorenen und zerstörten Bibliotheken, von Ninive über Alexandria und Konstantinopel bis

Timbuktu und Mosul. Ihre Namen hat er auf die Außenwände geschrieben, von Hand beschriftete Porzellanblöcke gliedern die Bücher nach den Herkunftsländern. „Es war nicht der Verlust der Paläste und Privilegien meiner Vorfahren, die mich beschäftigen. Klar hätte



ich nichts dagegen, sie wieder zurückzukriegen“, fügt er hinzu und lächelt sein grashalmfeines Lächeln: „Aber dass mein Urgroßvater, der wirklich ein Gelehrter war, der Ovid übersetzte, zusehen musste, wie seine Bibliothek verloren ging, vernichtet wurde, hat zu hundert Prozent meine Vorstellung dessen, was Exil ist, geprägt.“

Der 1964 in Nottingham geborene, in London beheimatete de Waal ist ein international gefragter Künstler, spätestens, seit er mit seiner aufwühlenden Familienchronik *Der Hase mit den Bernsteinaugen* über den gesellschaftlichen Aufstieg seiner Vorfahren, der märchenhaft reichen Bankiersfamilie Ephrussi, und deren Vertreibung und Enteignung durch die Nazis einen vielfach ausgezeichneten Weltbestseller geschrieben hat. Den Anstoß zu diesem außergewöhnlichen Buch gab eine 264-teilige Netsuke-Sammlung, zu der auch der berühmte Hase mit den Bernsteinaugen gehört. De Waal entdeckte die kostbaren kleinen Figuren als Austauschstudent in Tokio eher zufällig bei seinem nach Japan emigrierten Onkel Iggy Ephrussi, der dem

Neffen die Sammlung übergeben sollte.

Seine jüdische, ins Exil geflüchtete Großmutter Elisabeth konvertierte bei ihrer Heirat zum Christentum, ebenso wie de Waals Vater, der sich als mittlerweile pensionierter Dekan der anglikanischen Kathedrale von Canterbury für den christlich-jüdischen Dialog engagierte. De Waals Mutter war Nichtjüdin. Und er selbst? „Ich bin christlich aufgewachsen und nenne mich einen buddhistischen, anglikanisch-jüdischen Quäker“, sagt er, nachdem wir im Schatten des Ateneo Veneto an einem der Tische des „Al Teatro“ Platz nehmen. Immer wieder kommen Ausstellungsbesucher aus aller Welt zu ihm, viele haben *Der Hase mit den Bernsteinaugen* dabei und bitten um ein Autogramm, bedanken sich für die berührende Ausstellung, umarmen

ihn. Der bescheiden, ja schüchtern wirkende Künstler lässt es freundlich geschehen, signiert, gibt Auskunft, freut sich über das Interesse.

Sieben Jahre arbeitete er an dem Buch, er bereiste Odessa, Paris, Wien und Tokio, stöberte Archivmaterial,



© ANNABELLAU

„Ich bin christlich aufgewachsen und nenne mich einen buddhistischen, anglikanisch-jüdischen Quäker.“

Briefe, Fotografien auf, um die Familiensaga der Ephrussi tief in die kunst- und zeithistorische Realität der Jahrhundertwende einzubetten: „Ich würde nicht leugnen, dass ich – auch – melancholisch war“, erzählt er über seine intensive Erinnerungsarbeit. „Natürlich kann man in den Geist der Vergangenheit, in diese abgehobene Märchenwelt der Palais, des unermesslichen Reichtums, der eleganten Moden, der Kunstschatze nostalgisch hineinsinken als etwas, wonach man sich zurücksehnt. Doch Nostalgie und Melancholie isolieren die Vergangenheit, sie laden Vergangenheit mit Bedeutung auf, aber verhindern gleichzeitig, dass sie Macht entfaltet. Im Gegensatz dazu holt Erinnerung Dinge in die Gegenwart, sodass sie das Hier und Jetzt verändert. Mir ging es darum, nicht nur die Geschichte meiner Familie, sondern einer ganzen Epoche zu beschreiben.“

### Mit Hand, Verstand und Herz

Doch seine große Leidenschaft gehört nicht (nur) dem Schreiben, der akribischen Recherche, sondern der Töpferkunst. Bereits mit fünf entdeckte der kleine Edmund, wie faszinierend und genussvoll das Formen und Transformieren eines rohen Klumpen Tons ist: „Es ist schön, von meiner Fantasie und meiner Hände Arbeit leben zu können. Ich liebe es, Dinge zu begreifen: mit den Händen. Mit dem Verstand. Mit dem Herzen. Berühren – ob mit Worten oder mit Objekten – ist der Kern all dessen, was ich mache.“

Als Keramikünstler ist er bei Gagolian unter Vertrag, dem weltweit einflussreichsten Galerienmulti für zeitgenössische und hochpreisige Kunst, und das bedeutet: Ausstellungen weltweit. Seine Keramikarbeiten waren unter anderem in London in der Tate Britain und dem Victoria & Albert Museum ausgestellt. *During the Night* hieß eine von ihm kuratierte Ausstellung im Kunsthistorischen Museum in Wien, für die er zum Thema Angst drei Jahre in den Depots des Museums forschte.

Unter dem Titel *Elective Affinities* entzündet de Waal in der New Yorker Frick Collection bis 17. November einen spannungsreichen Dialog zwischen Sammlungsbeständen und seinen Installationen und Objekten aus Por-



© ANNABLAU

zellan, Stahl, Gold, Marmor und Glas. Das Jüdische Museum Wien, dem die Familie de Waal das gesamte Familienarchiv geschenkt hat, zeichnet ab 6. November mit der Ausstellung *Die Ephrussi. Eine Zeitreise* die Geschichte der Familie von Odessa über Wien bis ins Exil nach. Zu sehen sein werden natürlich auch die berühmten Netsukes. Die kostbaren Miniaturen, die in Wien dereinst von einem Dienstmädchen hinausgeschmuggelt und so vor der „Arisierung“ durch die Nazis gerettet worden waren, hat Edmund de Waal – zusätzlich zum Familienarchiv – für zehn Jahre dem JMW als Leihgabe überlassen. Dass das Familienarchiv und die Netsukes just in jene Stadt zurückkehren, die Edmund de Waals Familie geschmäht, enteignet und vertrieben hatte, ist eine großzügige Geste gegenüber der Stadt, vor allem aber eine wertschätzende Anerkennung für das Jüdische Museum Wien und seine konsequente Aufklärungsarbeit: „Meine Kinder sind jetzt 21, 19 und 16 Jahre alt. Gemeinsam haben wir beschlossen, ein Drittel der Sammlung zu verkaufen und den Erlös an Flüchtlingseinrichtungen zu spenden. Zwei Drittel sind nun im Jüdischen

Museum Wien. Diese Netsukes bewahren Geschichte. Und ich bin überzeugt davon, dass sie hier mehr Auswirkungen haben werden als in unserem Haus in London.“

### Zu Tränen gerührt

An seinen ersten Wien-Besuch erinnert sich de Waal noch gut: „Ich war wütend, denn ich dachte daran, was man meiner Familie angetan hatte. Und ich stand zunächst vor einer Menge verschlossener Türen. Doch was mich wirklich positiv überraschte, war, wie das Buch in Wien schließlich aufgenommen wurde. Ich dachte, es würde vielleicht ignoriert werden oder die Leute würden zu nett sein, es würde Lob mit zu viel Schlagobers geben, wenn Sie verstehen, was ich meine: passiv aggressiv. Aber das war es ganz und gar nicht! Die Präsentation im Palais Ephrussi gehört bis heute zu einem der erstaunlichsten, unglaublichsten und schönsten Augenblicke meines Lebens: Mein Vater war da, zwei meiner Söhne, meine Frau. Ich hielt eine Rede und sah meinen Vater mit meinen zwei Söhnen im Haus seiner Eltern verschwinden. Dass er das erleben durfte, hat mich zu Tränen gerührt.“

nu

# Die Ephrussis. Eine Zeitreise im Jüdischen Museum Wien

VON GABRIELE KOHLBAUER

„Hol mich der Teufel! Wenn Du Odessa sehen könntest, würdest Du zumindest wissen, was eine Metropole ist. Geh' in Ephrussis Geschäft und schau Dir all die Dienstboten an. Du würdest Dir wünschen, dass wir beide das Gold hätten, das da im Laufe eines Tages durchfließt.“ Mit diesen Worten schildert der bedeutende Schöpfer jiddischer Literatur, Scholem Alejchem, die Strahlkraft der Hafenstadt am Schwarzen Meer, wo auch für arme Juden aus dem Shtetl der soziale Aufstieg möglich schien.. Ausgehend von Edmund de Waals Buch *Der Hase mit den Bernsteinaugen* begibt sich das jüdische Museum in seiner Ausstellung *Die Ephrussis. Eine Zeitreise* auf Spurensuche nach der Geschichte einer europäisch-jüdischen Familie, deren Nachfahren heute durch Flucht und Vertreibung in der ganzen Welt verstreut leben.

Der Stammvater der Familie, Chaim Ephrussi, zog um 1830 aus dem Shtetl Berditschew nach Odessa. Er widmete sich dem Getreidehandel, gründete ein Bankhaus und gehörte bald zu den erfolgreichsten Geschäftsleuten Odessas. Gemeinsam mit seinen beiden Söhnen Leon und Ignaz erweiterte er sein Firmennimperium über die Grenzen des russischen Reichs hinaus. Mitte des 19. Jahrhunderts übersiedelte Ignaz Ephrussi nach Wien, wo er durch seine Heirat mit Emilia Porges seine Zugehörigkeit zu den eingesessenen jüdischen Familien der Habsburgermetropole besiegelte. Mit dem Bau des Palais Ephrussi an der Ringstraße durch Theophil Hansen schrieben sich die Ephrussis in die Stadtgeschichte ein. Für ihre großzügige Unterstützung der

Donauregulierung wurden sie von Kaiser Franz Joseph geadelt.

Ignaz' älterer Bruder, Leon Ephrussi, führte die Geschäfte in Paris. Einer seiner Söhne, Charles, war ein bedeutender Mäzen, der in Paris die berühmten japanischen Netsukes erwarb, darunter den Hasen mit den Bernsteinaugen, und diese 1899 als Hochzeitsgeschenk an seinen Cousin Viktor Ephrussi nach Wien schickte. Als Viktor und Emmy Ephrussi 1938 aus ihrer Heimatstadt flüchteten, mussten sie alles zurücklassen: das Bankhaus, das Palais und auch die Netsukes. Auf der Flucht konnten sie nur zwei Koffer mit Dokumenten, Erinnerungstücken und Fotos mitnehmen, wovon einer gestohlen wurde. Den Inhalt des ihnen verbliebenen Koffers schenkten



die Familien de Waal und Ephrussi 2018 dem Jüdischen Museum Wien, die Netsukes kamen als langfristige Leihgaben dazu. Der Raub der Nationalsozialisten am Vermögen der Ephrussis, die Vertreibung der Familie aus Österreich und das Bemühen um Restitution, das sich bis in unsere Tage zieht, wurden bei der Vorbereitung der Ausstellung neuerlich evident. So konnte im Zuge der Recherchen ein Ölgemälde aus dem Besitz der Familie Ephrussi im Heeresgeschichtlichen Museum identifiziert werden. Es ist nun zur Restitution empfohlen und wird in der Ausstellung gezeigt.

Eines der Ausstellungsobjekte ist ein Porträt des Vaters von Edmund, Victor de Waal, einem Enkel von Viktor und Emmy Ephrussi. Victor de Waal war als anglikanischer Geistlicher von 1976 bis 1986 Dekan von Canterbury. Der Tradition entsprechend werden dort Porträts für die Gemäldegalerie angefertigt. Für Victor stand fest, dass seine Wiener Verwandte Marie-Louise von Motesiczky ihn malen sollte. Sein Kommentar: „Das fertige Porträt war sehr aufschlussreich. Obgleich das Bildnis eines christlichen Geistlichen, zeigte es doch auch meine jüdischen Wurzeln so deutlich, dass ich darin geradezu rabbinisch erschien.“ Heute arbeitet Victor de Waal mit Flüchtlingen. Er sieht darin, wie er sagt, eine Verpflichtung, da er als Kind 1939 als Flüchtling Aufnahme in Großbritannien fand. *nu*

*Gabriele Kohlbauer ist Kuratorin der Ausstellung 6.11.2019 – 8.3.2020 im Museum in der Dorotheergasse [www.jmw.at](http://www.jmw.at)*



Albert Misak und Edek Bartz anlässlich der Übergabe ihres Vorlasses an die Wien-Bibliothek.

# „Was wir zu hören bekamen, war oft mehr, als wir ertragen konnten“

VON GABRIELE FLOSSMANN

Zum letzten Mal gehört hat man von Geduldig und Thimann im April 2016 anlässlich der Übernahme der Sammlung der beiden Musiker in die Wienbibliothek im Wiener Rathaus. Mit ihren (längst vergriffenen) Alben *Kum aher du filosof*, *Mojschele majn frajnd* und *A shtetl is Amerike* wurden sie zu „Popstars“ des jiddischen und hebräischen Liedguts. 1992 brachten die beiden ihre letzte gemeinsame LP auf den Markt: *A haymish groove*, ein mitreißendes, schräges, ebenso heiteres wie zutiefst berührendes Medley aus Klezmer, chassidischer und experimenteller Musik, aus jüdischen Folksongs und jiddischen Liedern.

Weil Gigs auf jüdischen Hochzeitsfeiern und Festen für Geduldig und Thimann auch eine Einnahmequelle bildeten, arbeiteten sie ständig an der Erweiterung ihres Repertoires – was zu

**Als Geduldig und Thimann machte das Musikerduo Edek Bartz und Albert Misak zwanzig Jahre lang mit eigenwilligen Interpretationen jiddischer Songs und Klezmer-Klängen auf sich aufmerksam.**

grundlegenden Recherchearbeiten auf dem Gebiet der jüdischen Musik führte. Als die beiden Buben aus dem Arbeitermilieu zum ersten Mal bei einer jüdischen Hochzeit in der Synagoge aufspielten, betraten sie eine Welt, die ihnen völlig unbekannt war. Männer in schwarzen Kaftanen und mit schwarzen Hüten. Das Staunen wich bald dem Eifer, sich diesen unbekanntem Kontinent zu erschließen: Geduldig und Thimann unternahmen ausgiebige Quellenstudien, rekonstruierten mithilfe alter, sepiagetönter Fotos die Besetzung jüdischer Musikgruppen und lernten anhand des Films *Yidl mitn Fidl* aus den Dreißigerjahren, was ein Klezmer, ein fahrender Musikant, war.

2016 erschien außerdem auch eine mit 750 Stück limitierte Neuauflage von *A haymish Groove*, mit historischen Fotografien von Christine de Grancy. Zur Finanzierung des Projekts hatten die Musiker eine sehr persönliche Form des Crowdfundings gewählt, bei dem als Gegenleistungen unveröffentlichte Fotos, vergriffene und handsignierte Schallplatten oder ein Spaziergang durch New York mit Albert Misak angeboten wurden.

## Aus aller Welt

Edek Bartz (Geduldig), geboren 1946 in einem russischen Internierungslager in Karaganda in der damaligen Sowjetrepublik Kasachstan,

verbrachte seine Kindheit in Waldenburg (Wałbrzych) in Niederschlesien. Die Eltern hatten sich in den Kriegswirren kennengelernt. Mutter Irene war in Wien aufgewachsen, der Vater war ein polnischer Chemiker. Als die Mutter 1958 zurück nach Wien wollte, blieb ihr Mann in Polen. So ließ sich Irene Bartz, geborene Geduldig, mit ihrem Sohn dauerhaft in der Stadt ihrer Kindheit nieder. Die jüdische Familiengeschichte von Vertreibung und Holocaust sollte in der Musik von Edek Bartz eine künstlerische Form finden. Doch Bartz wurde nicht nur Musiker, sondern in den Sechzigerjahren auch zum Tausendsassa der Gegenkultur: DJ in der Underground-Disco Voom Voom, Plattenverkäufer im legendären Musikhaus  $\frac{3}{4}$  und Konzertveranstalter, später künstlerischer Leiter des avantgardistischen Kunstraums Remise und schließlich fünf Jahre lang Direktor der Kunstmesse ViennaFair, die er als Schaufenster für osteuropäische Kunst positionierte.

Albert Misak (Thimann) wurde 1947 in Wien geboren. Vor seiner Musiker-Tätigkeit war er Radio- und Fernseh-techniker. Eine Rolle im Holocaust-Drama *Schindlers Liste* veränderte schließlich sein Leben grundlegend. Ursprünglich hatte Steven Spielberg eine jüdische Musikgruppe gesucht und Geduldig und Thimann zu einem Casting eingeladen. Engagiert wurden die beiden nicht, dafür aber bekam Albert Misak eine Schauspielrolle. An der Seite von Liam Neeson, Ben Kingsley und Ralph Fiennes spielte er den jüdischen Juwelier Mordecaj Wulkan. In einer Schlüsselszene muss er im Konzentrationslager Diamanten und anderen konfiszierten Schmuck sortieren, bis zu seinem Horror auch ein Haufen von Goldzähnen vor ihm abgeladen wird – ein wichtiger Wendepunkt im Film. Als er schließlich gerettet wird, fertigt Mordecaj Wulkan einen Ring aus einem Goldzahn an: als Abschiedsgeschenk für Oskar Schindler.



© MONKEY

**Die letzte gemeinsame Platte: „A haymish groove“ ist ein schräges, heiteres und zutiefst berührendes Medley aus Klezmer, chassidischer und experimenteller Musik.**

Spielberg und die kleine, aber feine Rolle in einem Hollywoodfilm waren es aber nicht, die Albert Misaks Leben veränderten, sondern eine Begegnung während der Dreharbeiten in London. Beim Besuch einer Synagoge begegnete Albert zum ersten Mal Sonia, seiner späteren Frau. Nach der Geburt des ersten Kindes zog die junge Familie nach London, wo der zweite Sohn zur Welt kam, später weiter nach Brooklyn.

### Wegbereiter für Furore

Den gemeinsamen Schulbesuch in Wien beschreibt Edek Bartz beim Interview im Wiener Café Prückel so: „Der Albert und ich, wir haben ja beide nur vier Klassen Hauptschule, das war unsere Bildung. Alles, was wir wissen und können, haben wir uns in Kaffeehäusern erarbeitet. In endlosen Debatten mit Künstlern und Intellektuellen. Für mich persönlich waren das vor allem Leute wie Günter Brus und Oswald Wiener, die wussten vieles. Und von denen konntest du viel erfahren

über Literatur, Kunst, Musik, Philosophie.“

Als Musiker-Duo machten Geduldig und Thimann von den Siebziger- bis Anfang der Neunzigerjahre mit eigenwilligen Interpretationen jiddischer Songs und Klezmer-Klängen auf sich aufmerksam. Als erste Musiker nach dem Holocaust hatten die beiden das Experiment gewagt, jüdische Musik im deutschsprachigen Raum populär zu machen. Jüdische Folklore, melodielose Lieder des Ostjudentums genauso wie kraftvolle Nigunim, jüdischen Blues, den orthodoxe Chassiden in trancehaften Wiederholungsschleifen singen.

Um ihr Projekt verwirklichen zu können, mussten beide zunächst die jiddische Sprache erlernen. Zu ihren großen Vorbildern zählten Schlomo Carlebach, Pete Seeger und Theodore Bikel, und sie gehörten zu den Wegbereitern jenes Klezmer-Booms, der in den darauffolgenden Jahrzehnten weltweit Furore machte. Beide waren ohne jede orthodoxe Prägung aufge-

„Die jüdische Musik auf diese Art banalisieren wollten wir nicht. Unsere Popularität war so, dass man glauben konnte, wir leben in einem Land ohne Antisemitismus.“

„Die Krise kam, als wir mit unserer Popularität immer mehr Menschen mit speziellen ‚jüdischen Problemen‘ anzogen. Und alle erzählten uns ihre Geschichten. Was wir da zu hören bekamen, war oft mehr, als wir ertragen konnten.“

wachsen, ließen aber in ihren Liedern die alte chassidische Gedankenwelt aufleben, ein mystisches Universum frommer Weisheit – und das in einer Zeit, in der Juden sich noch unsichtbar zu machen versuchten und als konfessionelle Gruppe im Weichbild der Stadt nicht in Erscheinung treten wollten.

Die erste LP des Duos wollte zunächst kein Plattenlabel herausbringen – bis André Heller darauf bestand, sie auf seinem Label Mandragora zu veröffentlichen. Mit durchschlagendem Erfolg. Die zwei nannten sich und ihre Band damals noch Les Sabres. Mit dabei waren Marika Lichter, Willie Weigel und das Erich Kleinschuster-Sextett. Darauf folgte die LP *Everybody Loves Saturday Night*. Weil *A haymish groove* als Download bei Amazon erhältlich ist, kann man dort seither oft die Frage lesen: „Who are Geduldig und Thimann?“

Bei einem seiner raren Wienbesuche traf Albert Misak wieder seinen langjährigen Freund. Eine gute Gelegenheit, den beiden Musikern beim Erzählen zuzuhören.

**Albert Misak:** Am Beginn der Sechzigerjahre hatten Edek und ich ein wichtiges Erlebnis: Wir waren bei einem Konzert von Schlomo Carlebach, einem singenden Rabbiner aus New York. Sein Vater war früher Rabbiner in Baden bei Wien gewesen. Schlomos Konzert hat uns regelrecht von den Sitzen gerissen, und uns war sofort klar, dass wir eine eigene Band gründen müssen. Bei unserem ersten Konzert als „Les Sabres“ waren Lieder von Schlomo in unserem Repertoire.

**Edek Bartz:** Der Begriff „Klezmer“ war im damaligen Sprachgebrauch gar nicht mehr existent. Als wir für eine Platte authentische jüdische Hochzeitsmusik einstudieren wollten, stießen wir bei unseren Recherchen im Filmmuseum auf den 1936 in Polen entstandenen Film *Yidl mitn Fidl*. Damals hörten wir das Wort „Klezmer“ zum ersten Mal. Das alte Filmmusical zeigte die Wanderung einer Gruppe armer Straßensän-

ger, und in einer Szene ertönt ein Ruf aus dem Publikum: „Hey, Klezmer, spiel mir a Lidl“. Wir starteten eine Umfrage in der jüdischen Gemeinde in Wien. Nur einer kannte die Besetzung einer Klezmer-Band: Geiger, Klarinettist, Cimbalspieler und Bassist.

**Albert Misak:** Aufgewachsen sind wir als Teil der „Grünen Welle“, in der es um die Mischung von Völkern, Kulturen und Religionen und um die dieser Bewegung zugrundeliegende Toleranz ging. Und gerade was diese Offenheit anderen gegenüber betrifft, war Theodore Bikel für uns ein großes Vorbild. Und das nicht nur als Musiker. Gerade er hat sich immer für alle Unterdrückten eingesetzt – nicht nur für Juden.

**NU: Habt ihr als Klezmer-Musiker so etwas wie Feindseligkeit oder gar Antisemitismus verspürt?**

**Edek Bartz:** Es wurde uns klar, dass wir dabei sind, zu Popstars zu werden, und das in einem Genre, in dem es keine Popstars geben sollte. Daher haben wir damals auch einen ORF-Auftritt abgelehnt, bei dem wir im Kaftan auftreten sollten. Die jüdische Musik auf diese Art banalisieren wollten wir nicht. Unsere Popularität war so, dass man glauben konnte, wir leben in einem Land ohne Antisemitismus. Das wurde uns auch vorgeworfen, dass wir davon nichts wahrnehmen oder sogar verharmlosen wollten. Aber wir wollten nur Musik machen, wobei wir schon bemerkt haben, dass nicht nur Judenfreunde im Publikum sitzen. Damals gab es kein öffentliches jüdisches Leben in Wien, weil niemand auffallen wollte. Auch meiner Mutter machten unsere Auftritte Angst.

**Und wann ist euch klar geworden, dass doch nicht alles so in Ordnung ist, wie es zunächst den Anschein hatte?**

**Edek Bartz:** Die Krise kam, als wir mit unserer Popularität immer mehr Menschen mit speziellen „jüdischen Problemen“ anzogen. Es kamen die

Kinder von Holocaust-Opfern nach den Konzerten zu uns, wie auch die Kinder von überzeugten Nazis. Und alle erzählten uns ihre Geschichten. Was wir da zu hören bekamen, war oft mehr, als wir ertragen konnten. Und mit der Waldheim-Affäre kam dann der Höhepunkt. Wir wollten damals eine schöpferische Pause einlegen oder ganz aufhören.

**Wie geht es euch mit der derzeitigen politischen Situation, in den USA wie auch in Österreich?**

**Albert Misak:** Sie bedrückt mich sehr, das muss ich schon sagen. Offenbar ist das in der ganzen Welt so eine Zeiterscheinung, dass die Politiker irgendwelche tiefsitzenden Ängste der Menschen schüren und dann auf „die Anderen“ zeigen, die „Schuld“ daran haben, dass die Welt angeblich immer schlechter wird. Das führt dann dazu, dass die Bereitschaft, diesen „Anderen“ zu helfen, immer mehr abnimmt.

**Edek Bartz:** Wahrscheinlich war das, was wir bei unseren Auftritten als „pro-jüdische Stimmung“ wahrgenommen haben, schon damals ein trügerisches Gefühl. Ich kann mich an eine Radiosendung von Renata Schmidtkunz erinnern, zu der ich vor vielen Jahren eingeladen war – unter anderem gemeinsam mit Leon Zelman, dem damaligen Leiter des Jewish Welcome Service Vienna. Alle waren so positiv, was die Stimmung Juden gegenüber in Wien betrifft. Ich war der Einzige, der dagegengeredet hat. Weil ich schon damals überzeugt war: Immer, wenn alles für uns gerade besonders in Ordnung zu sein scheint, dann kommt irgendwann, irgendein Bürgermeister, der zuerst einmal erklärt: Wer ein Jud' ist, das bestimme ich. Was wir heute erleben, wundert mich eigentlich gar nicht. Es ist nur sehr traurig. *nu*

*Das diesjährige KlezMORE Festival Vienna findet von 9. bis 24. 11. November statt.  
www.klezmore-vienna.at*

Das Metronom auf dem Schreibtisch des Berliner Adorno-Denkmals. Darunter ein Exemplar von Adornos Werk „Negative Dialektik“.



(C) FRANK BEHNSEN

# Wiederholungen als Wege zum Selbst

**Alles ist heillos außer – vielleicht – der Musik: Vor 50 Jahren starb der Philosoph Theodor W. Adorno (1903–1969).**

VON RONALD POHL

Die Urszene von Theodor W. Adornos Kindheit ereignet sich ausgerechnet im Schoß einer Familie, die, wenigstens dem Muster nach, keine (mehr) ist. In *Vierhändig, noch einmal* hat der Spross einer assimilierten jüdischen Familie in Frankfurt am Main eine Skizze von sich als musizierendem Kind entworfen. Mehr noch: „Teddie“, der Hochbegabte, zelebriert 1933, im Jahr von Hitlers Machtergreifung, das Erscheinen des eigenen Genius. Es ist dasjenige eines Ohrenzeugen, der selbst nicht zu musizieren braucht, um das, was Geist und Hände gemeinsam zu leisten vermögen, durch die Kraft der Zusammenschau vorwegzunehmen.

Der kleine Theodor Wiesengrund lebt in der Obhut von Mutter und Tante. Erstere, eine ehemalige Hofopernsängerin, impft dem Kind von klein auf die Liebe zur Klassik ein. Musik wird das Medium sein, in dem Adorno, der spätere Philosoph der Negativität, am ehesten den Vorgriff auf ein authentisches, unverstelltes Leben erfahren wird. Man sieht den sensiblen Buben mit dem fragenden Blick förmlich vor sich, wie er rein nach dem Gehör die Seiten des Klavierauszugs umblättert.

Die Musik hat er in weiser Vorwegnahme bereits im Kopf. Im antizipierenden Bewusstsein erklingt, was die beiden „Mütter“ für ihn spielen werden. (Die Vaterfigur glänzt durch auffällige Abwesen-

heit.) Allein in der Garantie dieser Zeitenfolge liegt ein versöhnliches Element: Die Erinnerung des kindlichen Korrepetitors bildet zugleich die Zukunft. Nur durch das Klavierspiel verwandelt sich diese ununterbrochen in erfüllte Gegenwart.

Zugleich enthält der Sinn des Bildes die beinahe einzige Möglichkeit von un-korrupter, weil in den Gründen rätselhafter Ur-Harmonie angesiedelter Kooperation. Es ist diejenige der Aufhebung von jeglicher Entfremdung.

Diese stellt – zumutungsvoll – die Mitgift des Realitätsprinzips schlechthin dar. Das schlechte Wirkliche ist leider unhintergebar. Das Reale selbst bildet in der *Kritischen Theorie* das falsche Ganze, dessen einzelne Splitter durch die Arbeit

der bestimmten Negation aufgehoben und – selten genug – entsühnt werden (können). Wenn man es denn kann. An den Möglichkeiten seiner eigenen Kapazitäten bestand für Adorno von Anfang an kaum ein Zweifel.

Er wird sich erst im US-amerikanischen Exil den Namen der Mutter geben. Gemeinsam mit Max Horkheimer wird Adorno die *Dialektik der Aufklärung* (erschienen 1947) als prekären, weil seinem Wesen nach gegenläufigen Prozess beschreiben. Indem der Mensch sich aus dem Strudel der Unmündigkeit befreit, verwirklicht er zugleich die zerstörerischen Potenziale seiner Vernunft. Deren Wirksamkeit kann er umso weniger unterschlagen, als er – denkend – die Erscheinungen mit den Begriffen, die er sich von ihnen macht, immer genauer zur Deckung bringt.

### Das falsche Moment

Die Früchte, die von dieser Fatalität gezeitigt werden, sind von jeher ungenießbar. Die allseitige Entfaltung unserer Kultur überführt diese schnurstracks in den Zustand der Barbarei. Der Kapitalismus auf der Höhe seiner Macht bietet nicht nur das Beispiel universeller Produktivkraftverschwendung; er vollendet seinen Unrechtsgehalt, indem er sein bitterböses Spiel der Vernutzung, durchwegs verkörpert durch die Warenform, auf alle Lebensäußerungen erstreckt. Auf die privatesten, auf die ästhetisch erha-



© SUHRKAMP

### Kampf mit der Dummheit in der Musik: Theodor W. Adorno.

benen und auf solche, die durch künstlerische „Meisterschaft“ vermeintlich gedeckt zu sein scheinen.

Allein dadurch, aus der Misere, die aus der Totalität selber hervorgeht („Das Ganze ist das Unwahre“), rechtfertigt sich Adornos lebenslanger Kampf mit der Dummheit in der Musik. Dahinter steht seine im bürgerlichen Musikzimmer gewonnene Einsicht, das jedem bürgerlichen Emanzipationsversprechen auch ein falsches Moment innewohnt: das der voreiligen Versöhnung. Nicht die durch bürgerliche Konvention verbürgte Abfolge sichert der Wiedergabe eines Musikstücks deren Gelingen. Der Erwachsene wird den kindlichen Korrepetitor (*Vierhändig, noch einmal*) an dessen

empfindlichster Stelle korrigieren: dort, wo sich die Vollendung in der Musik aus der Form ihres Verlaufs scheinbar „wie von selbst“ ergibt.

Es waren die jüdischen deutschen Bürger des ausgehenden 19. Jahrhunderts, die ihren Glauben an die natürlichen Verlaufsformen ihrer Assimilierung schrittweise aufgeben mussten – mindestens in Gestalt solcher herausragender Denker wie Walter Benjamin, Ernst Bloch, Max Horkheimer, Siegfried Kracauer, Leo Löwenthal, Georg Lukacs oder eben Adorno.

Theodor W. Adorno musste die Auswüchse der Kulturindustrie selbst dort noch bekämpfen, wo er ihrem Zugriff am hartnäckigsten, man möchte sagen: am heroischsten widerstand: in den Bezirken des Eingedenkens, im Privatraum der eigenen Kindheit.

Der kindliche Korrepetitor steht – objektiviert, doch durch Vermittlung an den Zusammenhang gekettet – mit jenen Wesensmächten im Bunde, die für das universelle Unheil verantwortlich zeichnen. Dessen Name lautet Auschwitz.

Adorno mag durch das Paradoxon der Zwölftonmusik – Gefühl der Freiheit durch absolute Verregelung bis hin zur Serialität – die Ahnung eines Auswegs erfahren haben: womöglich nur die Ahnung einer Ahnung. Musik, schrieb der Philosoph in schmerzhafter Klarsicht, sei das Medium, um „Kindheit verwandelnd einzuholen“.

*nu*

Bundeskanzleramt 
 Hingerler 
 navigatorfilm 
 CEECC CEECC 
 Zukunftsfonds für Plus34 Österreich

# Heimat ist ein Raum aus Zeit

## Ein Film von Thomas Heise

**„Ein großer Film. Tolle Arbeit“**

Der Standard

**Ab 8.11. im Kino**

**Premiere am 13.10. im Le Studio**

[www.filmgarten.at](http://www.filmgarten.at)

# Unerschrockene Beharrlichkeit für ein klein wenig Trost



© CNC

**Die Arbeiten des russisch-französischen Historikers Léon Poliakov (1910–1997) gelten als wesentlicher Grundstein für die Forschung über Antisemitismus und Holocaust. Nun sind seine „Memoiren eines Davongekommenen“ in einer Neuauflage auf Deutsch erschienen.**

VON MARC OTTIKER

Aktuellstes Verdienst des an Verdiensten reichen, so kleinen wie feinen Verlages Edition Tiamat ist sicherlich die Neuauflage von Léon Poliakovs Memoiren eines Davongekommenen. Der durch die Shoah zum Historiker gewordene Antisemitismusforscher veröffentlichte den Hauptteil seiner Erinnerungen unter dem Titel *L'auberge des Musiciens* bereits 1980 im Alter von 70 Jahren. Später erweiterte er diese fesselnde, mitten aus dem Wahnsinn der französischen Judenverfolgung der Kriegsjahre stammende Zeugenaussage in den Neunzigerjahren um zwei Teile, die einerseits seine Kindheit in St. Petersburg vor und während der Revolution beleuchten, andererseits einen tiefen Einblick in die Gedankenwelt und den Bildungsschatz des Historikers gewähren.

Poliakovs achtbändiges Standard-

werk *Die Geschichte des Antisemitismus* (1977–1988) gilt bis heute als eines der umfassendsten und vielschichtigsten Werke über dieses Krebsgeschwür des Abendlandes. Dabei weist Poliakov nach – und das macht die Lektüre und Rezeption seines Werkes so unangenehm wahrhaftig –, dass Antisemitismus eng mit dem Aufstieg des Christentums verbunden ist und später, zusammen mit einem strukturellen, europäischen Rassismus, zum kleinen, unehelichen Schmutzkind der Aufklärung wurde. Liest man ausgewählte Zitate von Voltaire (der sich innerhalb seiner breit aufgefächerten Geschäftsfelder auch im Sklavenhandel betätigte) und Kant, stockt einem der Atem: Kants Auslassungen zum „Fortschritt zum Besseren im Menschengeschlecht“ werden heute jedem Neurechten, Identitären oder sonstwie völkisch vernebelten Apologeten des Hirngespinstes eines „reinen

Volkskörpers“ die Tränen der Bewunderung in die Augen treiben. Unter dem Gesichtspunkt des Erstarkens dieser – langfristig dem Untergang geweihten – Welt- und Menschenanschauung darf man es durchaus als Geschenk betrachten, Poliakovs Text nun neu aufgelegt lesen zu können und dank dem kongenialen Nachwort von Alexander Carstiu zugleich eine perfekte Einführung in dessen wissenschaftliches Werk zu erhalten.

## Erlogene Geschichten

Im ersten Teil beschreibt Poliakov seine Kindheit als Sohn eines jüdischen Verlegers in St. Petersburg kurz vor und nach Revolution und Bürgerkrieg. Es folgen Emigration nach Berlin und Paris, die Wirren der Wirtschaftskrise und der Aufstieg der NSDAP. Bereits die Berlin-Episode von 1921 bis 1924 eröffnet den Blick auf einen alle Erwartungen unterlaufenden Alltag: Der jüdische Junge be-

„Poliakov schildert seine Mitstreiter so lebhaft und vielschichtig, dass der Text hier wie die Vorlage für einen packenden Spielfilm wirkt.“

geistert sich nämlich in der deutschen Schule wie die ganze Klasse für die germanischen Mythen, was ihm das Erlernen der Sprache erleichtert und schnell Freundschaften schließen lässt. Angesichts der Beschäftigung mit der germanischen Superhelden-Riege werden kleinliche Fragen nach Herkunft und Abstammung unbedeutend. Ein gutes Bild dafür, dass für Segregation und Herabwürdigung immer ein Aufwand an Boshaftigkeit betrieben werden muss, meistens durch erlogene Geschichten. Später wird Poliakov in seinem Hauptwerk diesen Erzählungen auf den Grund gehen; von der „Vertierung“ von Menschen bis zu der berühmt-berüchtigten Mär vom wuchernden Juden.

Die Zeit in Paris und in der sogenannten „Freien Zone“ Pétain-Frankreichs entwickelt sich dann zum höchst spannenden Agententhriller. Poliakov engagiert sich in jüdischen Hilfsorganisationen, die es, mehr und mehr im Untergrund agierend, schaffen, ganze Gruppen von Verfolgten zu verstecken oder mit gefälschten Papieren außer Landes zu schmuggeln. Wir begegnen dabei einer Gemeinde von Protestanten auf dem abgelegenen Hochplateau von Le Chambon-sur-Lignon, der es – auch unter dem Eindruck der lebendig gehaltenen Erinnerung an die eigene Verfolgung durch die Katholiken – gelang, bis zu 5000 Menschen bis Kriegsende vor dem sicheren Tod zu retten. Wir erfahren, dass die lasche Umsetzung der Verfolgungsbefehle der italienischen Armee in deren Besatzungszone an der Côte d’Azur ebenfalls vielen Menschen das Leben rettete. In der „Auberge des Musiciens“, einem Bistro in St. Etienne, tauchte eine verschworene Gemeinschaft schillernder Heldenfiguren unter (Poliakov mit dem Namen Robert Paul), immer in Gefahr, aufzufliegen und trotzdem unverdrossen alle Möglichkeiten nutzend, so viele Leben wie nur möglich zu retten. Poliakov schildert seine Mitstreiter so lebhaft und vielschichtig, dass der Text hier wie die Vorlage für einen packenden Spielfilm wirkt.

Auch die Umstände von Poliakovs Berufung zum Historiker taugen zur

Filmreife. Als er nach Kriegsende auf der Suche nach Dokumentationsmaterial zu den Verbrechen ist, zeigt ihm ein einfacher Kommissar der französischen Staatspolizei eine Holztruhe, prall gefüllt mit Dokumenten. Er könne kein Deutsch, ob Léon wisse, was da auf den Papieren draufstehe – es handelte sich um die Registratur der Archive der SS. Das Material lieferte eine wichtige Grundlage für die Strafverfolgung und wissenschaftliche Aufarbeitung der Verbrechen, vom direkten Massenmord bis zu Kollaboration und Denunziation. Poliakov gelang es, die Organisations-

kenen Blick auf die Motive der Täter, mit dem er immer deutlicher nachweisen konnte, dass der Massenmord der NS-Ideologie inhärent war. Dabei gehört es zu seinen vielen Verdiensten, dass er auch den Genozid an den Sinti und Roma, auf Romanes „Porajmos“ („Verschlingen“) genannt, in seine Analyse mit einbezog. In der Geschichte des Antisemitismus wiederum weist er nach, wie die Verschwörungstheorien über Juden bis in die hellenistische Antike zurückreichen, während es ausgerechnet das Christentum war, das diese vergifteten Früchte zur mörderischen Reife brachte. Mit der treffend erhellenden Analyse, dass der Mythos des wiederauferstandenen Gottessohnes vor allem durch die permanente Wiederholung seiner Opferung aufrechterhalten werden kann, und dass für diese wiederkehrende Opferung imaginierte Taten von Juden (Hostienschändung, Brunnenvergiftung, Kindstötungen am Kirchenaltar) erhalten mussten, gelingt Poliakov ein überzeugender Bogen von der Geschichtsforschung zur Psychoanalyse.

Viele Beschreibungen Überlebender von sogenannten „Selektionen“ kreisen weniger um die Todesangst, sondern berichten von der unmittelbaren Sorge, ob die Dinge, die gerade um sie herum geschehen, von der Nachwelt jemals als Verbrechen betrachtet werden würden. Durch Poliakovs Insistieren, herausfinden zu wollen, wer ihn und Millionen anderer töten wollte, verschaffte er nicht nur den Toten etwas Gerechtigkeit, sondern den Überlebenden auch ein klein wenig Trost. Ja, die Spuren konnten nicht verwischt werden. Die Erinnerung daran bleibt lebendig. Die Motive der Mörder werden ergründet. Auch wenn das vielen nicht passt: Der unerschrockene Blick in diesen Abgrund kann uns vor Wiederholung bewahren.

*Dieser Text ist in gekürzter Form in der Wochenzeitung „der Freitag“ erschienen. Abdruck der Langfassung mit freundlicher Genehmigung von Marc Ottiker.*



Léon Poliakov  
**St. Petersburg – Berlin – Paris:**  
**Memoiren eines Davongekommenen**  
Übersetzung von J. Empen, J. Stabenow,  
A. Carstiu  
Edition Tiamat, Berlin 2019, 288 Seiten,  
EUR 24,-

struktur und die bürokratische Architektur der Vernichtungsmaschinerie wissenschaftlich akkurat aufzuzeichnen. Der Fund beflügelte außerdem die Aktivitäten des von Poliakov mitbegründeten Centre de Documentation Juive Contemporaine (CDJC).

### **Vergiftete Früchte**

Bereits 1951 veröffentlichte er mit Bréviaire de la haine die erste analytische Arbeit über die Schoah. Ein unerschrok-

# Humor als Waffe



**Elia Suleiman ist palästinensischer und israelischer Regisseur zugleich. Und Christ. Lange hat man von dem Filmmacher und seinen bizarren Tragikomödien nichts mehr gehört – bis jetzt. Ein Porträt anlässlich seines neuen Films „It Must Be Heaven“.**

VON GABRIELE FLOSSMANN

Lachen und Humor: Das sind immer die Waffen von Vertriebenen und von Unterdrückten. Deswegen gab es immer jüdische Witze. Das Schreckliche weglachen – oft die einzige Möglichkeit, sich zu wehren. Vielleicht taucht deshalb auch das Thema Antisemitismus so häufig im jüdischen Witz auf. „Wenn die Welt gegen einen ist, braucht man Humor“, meint auch der aus Israel stammende Filmregisseur Elia Suleiman. Er spricht damit, was die eigene Existenz betrifft, gleich mehrere Themen auf einmal an. Er ist das, was man in Israel „arabischer Israeli“ nennt. Ein Begriff, gegen den er sich immer wieder vehement zur Wehr setzt. Denn er ist – der Eigendefinition nach – Palästinenser

und Israeli – und dazu noch ein Christ. Suleiman wuchs in seiner Geburtsstadt Nazareth auf, von wo aus er seinen Streifzug durch die (Film-)Welt begann.

## Arafat bei Gott

Sein neuestes Werk *It Must Be Heaven* ist eine melancholische Satire über die Suche eines Menschen nach sich selbst und dem Gefühl der Zugehörigkeit. Weil er den israelisch-palästinensischen Konflikt in seinen Filmen gerne in allen möglichen und unmöglichen Spielarten des Humors abhandelt, wird Suleiman immer wieder mit der Frage konfrontiert, ob eine humorvolle Sichtweise auf dieses Thema eher der Klarheit oder der Verharmlosung diene. Für den derzeit wohl prominentesten palästinensischen Filmmacher ist das kein Widerspruch.

Denn so wie Juden, meint Suleiman, kommunizieren auch Palästinenser stark über Humor und Anekdoten. Am beliebtesten waren lange Zeit die Arafat-Witze, denen Suleiman mit seinen Filmen quasi so etwas wie Kino-Versionen hinzugefügt hat. So lässt er etwa in *Göttliche Intervention* (2001) einen Luftballon mit Arafats Konterfei den israelischen Luftraum queren. Bei den Grenzbehörden löst dieser „Vorfall“ ein geradezu hysterisches Chaos aus. Bei seinem neuesten Film *It Must Be Heaven* könnte man auf die Idee kommen, dass ihm der folgende Arafat-Witz als Inspiration gedient hat: „Ich will einen palästinensischen Staat“, sagt Arafat zu Gott, der ihm einen Wunsch erfüllen will. Gott druckst herum. „Das wird nicht zu deinen Lebzeiten passieren, Arafat.“ – „Ich will Jerusalem.“ –



Von Nazareth aus durch die Filmwelt: Geschichtenerzähler und Kosmopolit Elia Suleiman.

© RECTANGLE PRODUCTION

„Das wird auch nicht zu deinen Lebzeiten passieren, Arafat.“ – „Dann will ich wenigstens so gut aussehen wie George Clooney.“ – „Arafat!“, sagt Gott, „das wird nicht einmal zu meinen Lebzeiten passieren.“ In *It Must Be Heaven* ist es eine Kartenlegerin, bei der Suleiman (wie immer selbst in der Hauptrolle) nachfragt, ob es einmal ein Palästina geben werde. – „Nicht zu deinen Lebzeiten“, so die auf den Arafat-Witz anspielende Antwort.

### Viel und nichts geschieht

*It Must Be Heaven* handelt vom Regisseur Elia, der in Nazareth allein in einem großen Haus mit Garten lebt, der langsam von seinem Nachbarn übernommen wird. In einem Land, in dem der Nahostkonflikt zum Alltag geworden ist, versucht Elia einen neuen Film auf die Beine zu stellen. Doch die Finanzierung erweist sich als schwierig, denn von einem palästinensischen Filmemacher wird nichts anderes erwartet, als ein Film über die Not der Palästinenser. Und

wer will das schon. Auch in Paris, wo Elia einige Produzenten aufsucht, wird er mit einem Achselzucken verabschiedet. In den Straßen der französischen Hauptstadt trifft er auf vereinzelte Spuren eines zunehmenden Überwachungsstaates, auf ständige Polizeipräsenz, die sich auch in New York, seiner zweiten Station, fortsetzt. Schließlich kehrt er mit der Erkenntnis in seine Heimat zurück, dass es auf der ganzen Welt zugeht wie zu Hause. In seinen beiden bisher bekanntesten Filmen *Göttliche Intervention* und *Die Zeit, die bleibt* (2009) beschäftigte sich Suleiman noch ausschließlich mit der Situation in Palästina, warf mit seinem typischen, an Buster Keaton und Jacques Tati erinnernden Stil einen melancholischen Blick auf seine Heimat. Zehn Jahre sind seit *Die Zeit, die bleibt* vergangen, viel ist seitdem passiert – in gewisser Weise aber auch nichts.

Suleiman wählt meist das distanzierte Staunen, die Verwunderung als Reaktion auf die Absurdität der politischen Lage rund um ihn. In *It must be Heaven* erweitert er nun seinen Blick – in der Hoffnung, am Ende des Tunnels doch ein Licht zu erahnen, obwohl Suleiman eine baldige Lösung des israelisch-palästinensischen Konfliktes als unwahrscheinlich erachtet. Und auch von einer Zweistaatenlösung hält er wenig: „Israel sollte eine durch und durch säkulare Demokratie werden, in der die Angehörigen der verschiedenen Religionen und Ethnien gleichberechtigt nebeneinander leben können. Und die Angehörigen aller Religionen und Ethnien sollten sich im Gegenzug zu diesem gemeinsamen Staat bekennen.“ Was diese wechselseitige Toleranz betrifft, so sollte „Israel nicht vergessen, dass der Staat seinen Ursprung im Faschismus“ hat. Denn hätte nicht der Nazi-Faschismus Millionen Juden das Leben gekostet, dann wäre Israel von den Europäern und Amerikanern nicht in dieser Form gegründet werden.

### Die Geschichte zählt

In seinen Filmen arbeitet Suleiman oft mit langen, starren Einstellungen, die das Geschehen aus (s)einer subjektiven Sicht zeigen. Er lässt die Kamera sogar dann noch stehen, wenn seine Figuren noch nicht oder längst nicht mehr im Bild sind. „Ich zeige nur, was ich sehen kann, auch wenn ich nicht drehe“, sagt Suleiman. „Ich kann doch die Psychologie von Leuten, denen ich auf der Straße

begegne, nicht erfassen. So zeichne ich auch meine Figuren. Wenn ich zum Beispiel Sie filmen würde, wie Sie da mir gegenüber auf dem Sessel sitzen, würde ich es nicht von oben tun; ich sehe Sie schließlich auf Augenhöhe.“

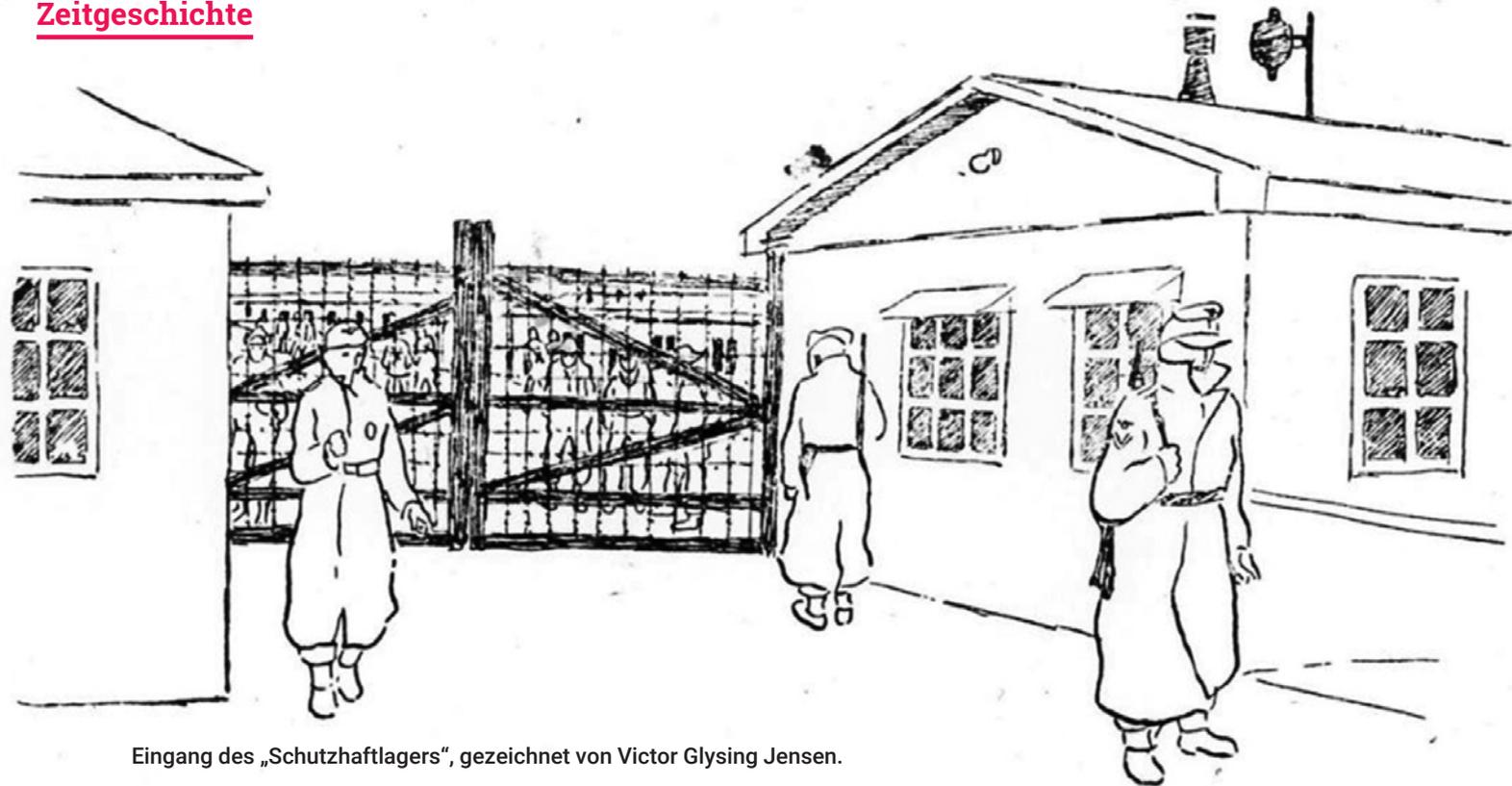
Dennoch möchte Suleiman nicht als dogmatischer Cineast verstanden werden: „Wir sind inzwischen an die Verfälschungen der Realität durch eine Kamera gewöhnt, die wie ein Zirkusakrobat um Menschen und Gegenstände herumturnt, um einen dokumentarischen Eindruck zu vermitteln. Damit will ich nicht sagen, dass sich die Wahrheit nur durch statische Bilder vermitteln lässt. Ob starr oder die ganze Zeit bewegt – es kommt immer darauf an, ob eine interessante Geschichte erzählt wird.“

Suleiman selbst ist Kosmopolit: In den Achtziger- und frühen Neunzigerjahren lebte und arbeitete er in New York als Dozent, Autor und Stipendiat namhafter Institutionen. Derzeit wohnt er in Paris, in dessen Umgebung er auch einen Teil der Dreharbeiten verlegte. Seine Filme wurden und werden meist mit kanadischem, französischem und deutschem Geld gedreht, und das Team ist entsprechend international. „Natürlich habe ich israelische Freunde“, erklärt Suleiman, „aber nicht, weil sie Israelis sind, sondern eher, weil wir alle Menschen sind, die bestimmte historische Erfahrungen und intellektuelle, ja, auch jüdische Ideen teilen.“

1994 gründete Suleiman im Auftrag der Europäischen Kommission ein Institut für Film und Medien an der BirZeit-Universität in Jerusalem. Filmemachen ist für ihn eine besondere Form der Kommunikation: „Wenn ich einen Gag so strukturiere, dass jeder auf der Welt, unabhängig vom nationalen oder kulturellen Hintergrund, darüber lacht, dann ist das ein kleines Wunder. Darin besteht die Magie des Kinos. Ich musste hart arbeiten, um diesen Moment zu erkennen.“

Gleichzeitig betrachtet er jeden eigenen Film als intimes Manifest seiner seelischen Verfassung. „Ich verwende viel Zeit auf die Suche nach dem richtigen Kamerastandpunkt, weil ich dabei immer auch nach mir selbst suche. Ich gebe mein Innerstes preis, wenn ich die Kamera positioniere. Ich möchte dem Publikum präzise meine Gefühle mitteilen, das ist wie Striptease.“ Und lächelt ein wenig versonnen: „Bilder herzustellen, ist sehr erotisch – wie Lieben und Geliebtwerden.“

nu



Eingang des „Schutzhaftlagers“, gezeichnet von Victor Glysing Jensen.

# Identität zum Überleben

## Zwischen kollektiver Therapie und SS-Bespaßung: Geduldete und verordnete Kunst im Konzentrationslager.

VON ROSALINDA NAPADENSKI

Ob man sich ein Theaterstück ansieht oder sogar in einem mitspielt, basiert in der Regel nicht auf dem Überlebensgedanken. In vielen Konzentrationslagern aber gehörten theatrale Aktivitäten zum alltäglichen Leben. Trotz Verklavung, Hungersnot, psychischer und körperlicher Gewalt nahmen die Insassinnen und Insassen oft ihre letzte Kraft zusammen, um sich gemeinsam ein Theaterstück zu überlegen und auf die „Bühne“ zu bringen. Die Forschung zum Theater in Konzentrationslagern begann erst in den Achtzigerjahren, denn bis dahin war die Angst groß, den Ort des Terrors zu verharmlosen. Theatrales und künstlerisches Schaffen wurde in vielen Konzentrationslagern verboten; bei einer kunstschaftenden Aktivität erwischt zu werden, wurde schwer bestraft. In Mauthausen zum Beispiel gibt es keine Hinweise auf theatrale Aktivitäten. Bekannt ist jedoch, dass ab 1942 das Singen und

Musizieren hier teilweise erlaubt war, wodurch auch das Sprechverbot, das eine Zeit lang herrschte, aufgehoben wurde. In Theresienstadt wiederum, wohin viele Intellektuelle und Kunstschaffende transportiert wurden, gab es ein breites Programm an kulturellen Aktivitäten, das den SS-Männern und den Lager-Kapos zur Bespaßung diente. Als Theresienstadt von einem Durchgangslager zu einem Todeslager wurde, brachte man ein Drittel der Inhaftierten nach Auschwitz.

### Überlebenstechniken

Es gab aber auch Konzentrationslager, in denen von den Inhaftierten sogar verlangt wurde, sich künstlerisch zu betätigen. Die SS gab einzelnen Inhaftierten sogar „Auftragsarbeiten“: So wurde etwa der Maler und Bibelforscher Willi Johe damit beauftragt, im KZ Neuengamme für die Außenwand eines Kaninchenstalls eine idyllische Schwarzwaldlandschaft mit Bauernhäusern und Tannen zu gestalten und die Anlage für den Besuch

einer Kommission zu verschönern. Johe gehörte zu dem Häftlingskommando, das sich um die Angora-Zucht kümmerte, damit die Wehrmacht mit Wolle versorgt werden konnte. Malen war für ihn die einzige Chance, fünf Jahre in KZ-Haft zu überstehen. Doch Johe war eine der wenigen Ausnahmen: Kunst im KZ ohne Genehmigung der SS war bei Strafe verboten und konnte mitunter auch den Tod bedeuten.

In den Konzentrationslagern, in denen Kunst geduldet oder verordnet wurde, nutzte die SS die verordnete „Freizeitgestaltung“ als Inszenierung einer nationalsozialistischen „Humanität“, die nach außen getragen werden sollte. Häftlinge waren der SS schutzlos ausgeliefert, sich künstlerisch zu betätigen oder Lieder zu erfinden, bedurfte somit großer Anstrengung. Trotzdem war es vielen Menschen in Konzentrationslagern wichtig, sich durch Kunst auszudrücken, nicht zuletzt, um Geschehenes in den Bildern verarbeiten zu

Viele Überlebende erzählen, dass die Schikanen der SS ihren Wunsch nach Kunst nur noch verstärkt hätten. Sie sprechen von einer Überlebenstechnik, die durch die Kunst geschaffen worden sei.

können: Gewaltszenen, überfüllte Krematorien, Zählappelle, Zwangsarbeit, Hinrichtungen, Augenblicke extremer Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins. Viktor Glysing Jensen malte 1944 heimlich ein nächtliches Eintreffen neuer Gefangener, die in ihrer Alltagskleidung ankamen und vom Licht der grellen Scheinwerfer geblendet wurden. Viele Überlebende erzählen, dass die Schikanen der SS ihren Wunsch nach Kunst nur noch verstärkt hätten, sie ihre künstlerische Tätigkeit aber oft nur heimlich ausführen konnten. Sie sprechen von einer Überlebenstechnik, die durch die Kunst geschaffen worden sei. Auf der anderen Seite hätten auch viele KZ-Häftlinge künstlerische Aktivitäten in einer solch unmenschlichen Umgebung strikt abgelehnt.

### Ängste und Hoffnungen

Der Schauspieler Wolfgang Langhoff war Gefangener im Emslandlager Bergermoor und später im KZ Lichtenburg. 1934 entlassen und in die Schweiz geflohen, veröffentlichte er ein Jahr später mit seinem autobiografischen Bericht *Die Moorsoldaten. 13 Monate Konzentrationslager* eines der ersten Bücher über die Zustände in einem Nazi-Lager. Er musste zur Gaudi der SS-Männer Gedichte oder lustige Einakter vortragen.

Im Konzentrationslager Dachau fanden in der Bibliothek – sie war auch illegaler Treffpunkt für sozialdemokratische Gefangene – Lesungen, Theater- und Musikabende sowie Chor- und Kabarettaufführungen statt; an den Vorführungen nahmen auch SS-Männer teil. Wie auch in anderen Lagern

spitzte sich in Dachau die Situation in den 1940er Jahren immer mehr zu. Die Quälereien nahmen zu, das Überleben wurde schwerer. Deshalb wurden ab 1942 Filmvorführungen und Kulturprogramme angeordnet, um die Sterblichkeitsrate der Inhaftierten zu senken, damit man sie weiterhin in der Kriegsproduktion einsetzen konnte. Es gab sogar Konzentrationslager, in denen die Inhaftierten ein Ticket für

ter zuwenden? Die Bühnenfiguren waren Identifikations- und Projektionsfläche für die Ängste, Emotionen und Hoffnungen der Häftlinge: Weil in den Konzentrationslagern und auch nach der Befreiung eine psychologischen Aufarbeitung nicht möglich war, wurde das Theater zu einer Art kollektiver Therapieform: Es wurde gemeinsam gelacht und geweint, und durch das Theater, den Tanz, die Musik



Federzeichnung von Victor Glysing Jensen: „21.10. Auf dem Weg nach Neuengamme“.

eine Filmvorführung kaufen konnten, um sich Propagandafilme der Nazis ansehen zu müssen. Kurze Zeit, nachdem das Kulturprogramm in Dachau angeordnet wurde, brach eine Typhusepidemie aus, das Lager wurde unter Quarantäne gestellt. Die Häftlinge, die deshalb drei Monate nahezu ohne Kontrolle waren, entwickelten Tanz-, Musik- und Theaterstücke.

Warum konnten sich Menschen in diesen Extremsituationen dem Thea-

ter und das Malen holten sich die Menschen auch ein wenig ihrer Identität zurück, die ihnen bei der Inhaftierung genommen wurde, als man ihnen den Kopf kahlrasierte, eine Nummer eintätowierte und ihnen aller persönlicher Besitz genommen wurde.

Das Theater spielte im Laufe der Menschheitsgeschichte gerade auch in Extremsituationen immer schon eine große Rolle. Es zeigt die ihm innewohnende Kraft.

nu



# Der Griffel des

VON PAUL CHAIM EISENBERG

G'tt schützt alle – besonders Rabbiner, die Artikel schreiben.

Immer, wenn ich was Kluges schreiben möchte, drehe ich mein Handy kurz ab, damit ich nicht gestört werde. Auch die telefonfreie Zeit im Flugzeug, besonders auf einem langen Flug von Wien nach New York, verbringe ich mit Lesen und Schreiben. Zu diesem Zweck trage ich immer ein kleines, grünes Notizbuch von Harrod's bei mir. Ursprünglich notierte ich die Gedanken auf losen Zetteln. Das erwähnte Notizbuch schenkte mir ein Freund aus London, als ich ihm erzählte, dass meine Haushaltshilfe die Zettel wegwarf, weil sie dachte, dass dies nur unnützes Geschmiere sei.

Am Flughafen deutete ein anderer Passagier auf mein grünes Büchlein und sagte: „Sie wissen schon, dass wir 2019 haben. Normale Menschen schreiben ihre Gedanken in ein ‚Notebook‘, nicht in ein Notizbuch.“ Ich erklärte ihm, dass mein Notizbuch moderner sei als alle technischen Gadgets, denn es benötigt weder W-LAN noch Batterien noch ein Aufladegerät, und es ist in jedem Land sicher vor Hackern. „Wieso ist es sicher?“, fragte der Fluggast. „Es kann doch jeder öffnen, lesen und ihre Ideen stehlen.“ Darauf ich: „Es ist sicher, weil niemand meine Handschrift lesen kann.“ Er nahm meine Antwort stillschweigend hin.

Plötzlich erinnerte ich mich, dass mit dem grünen Notizbüchlein noch nicht alles gelöst ist. Ich hatte nämlich keinen Stift bei mir. Und einen im Flugzeug zu kaufen, kostet sicher zu viel. Eigentlich habe ich nie ein Masel mit Schreibgerä-

ten, sie geben viel zu schnell den Geist auf oder verschwinden auf geheimnisvolle Weise. Mein erster Gedanke war: Zehn Stunden ohne Stift! Also fragte ich meinen neuen Freund in der Abflughalle, ob er einen Kugelschreiber habe, den er mir während des Fluges borgen könne. Hatte er leider nicht. Ich ärgerte mich. Denn um ja nicht ohne Kugelschreiber unterwegs zu sein, hatte ich noch vor ein paar Tagen für sieben Euro eine riesige Box mit 24 Stiften gekauft – ein echtes Schnäppchen. Nicht unerwähnt möchte ich lassen, dass die Box bedeutend schöner war als die Kulis. Nun war ich am Flughafen und die Box daheim. Man muss jeden Tag etwas Neues lernen. An diesem Tag lernte ich, dass ein Flughafen nicht gerade der perfekte Ort ist, um einen Kugelschreiber zu kaufen. Der einzige Stift, den ich fand, war einer für Touristen, auf dem das Riesenrad von Wien aufgedruckt war, sowie groß und gut lesbar: „I love Vienna“. Das an der Kugelschreiber-Spitze angebrachte rote Herz wackelte bei jeder Bewegung. Dieser Kugelschreiber kostete mehr als alle 24 Stifte samt der schönen Box. Ich überlegte, ob es sich lohnte, einen derart teuren Kuli zu kaufen, doch dann kam der letzte Aufruf zum Boarding. Als früherer Mathematiker rechnete ich mir aus: Den Flug zu verpassen und ein neues Ticket zu kaufen, kostete eindeutig mehr als der Stift. Also kaufte ich ihn und eilte zum Gate.

Nun saß ich im Flugzeug mit einem Kuli, der ein echter Blickfang war und die Leute zu sarkastischen Kommentaren aufstachelte. Just diese Kommentare der anderen schrieb ich in mein kleines

# Rabbiners

grünes Notizbuch. Um ehrlich zu sein, waren die Reaktionen und Kommentare zu meinem Kuli äußerst interessant. In New York, wo es bekanntlich genügend Kugelschreiber zu kaufen gibt, traf ich einen alten Freund. Dieser sprach mich auf meinen „I love Vienna“-Stift an: „Kannst du mir sagen, warum du in der Öffentlichkeit mit einem derart komischen Kugelschreiber deine Notizen schreibst?“ Ich erklärte ihm, dass dies ein Notkauf gewesen sei und ich ihn sowieso bald austauschen würde. Interessanterweise schrieb ich nach sechs Wochen immer noch mit demselben auffallenden Kugelschreiber. Warum ist das so außergewöhnlich? Ich verliere ständig meine Stifte. Diesen nicht. Das wiederum, weil ich mich das erste Mal wirklich bemühte, ihn nicht zu verlieren. Schließlich hatte ich, wenn ich einen verlor, bei 24 Stiften in der Box genügend andere zur Auswahl, dieser aber war ein Unikat.

## Richtige Fehler

Ein Rabbiner lernt nicht nur aus der Tora, sondern auch aus den Geschehnissen. Für einen frommen Mann gibt es keine Zufälle, sondern der liebe G'tt hat dies gefügt, damit er daraus etwas lerne. Was kurzfristig als Verlust erscheint (die billigen Kulis), kann langfristig ein Gewinn sein. Hätte ich mit einem ganz gewöhnlichen Kugelschreiber geschrieben, hätte sich niemand zu einem Kommentar hinreißen lassen.

Dazu passt folgende Geschichte: Ein Talmudschüler aus einer Jeschiwa kaufte ein Los, dessen Nummer er selbst ausgewählt hatte, und gewann damit in der Lotterie 5000 Zlotys, also sehr

viel Geld. Aber woher wusste er, welche Nummer gewinnen würde? Er erzählte seinen Kollegen einen Traum. In diesem Traum erschienen ihm die Zahlen 28, 365 und 9. Er zählte diese Zahlen zusammen und kam auf die Summe 409. Also kaufte er auch das Los 409.

Jetzt habe ich Sie nicht betrogen, sondern nur geprüft. Denn wenn man diese drei Zahlen zusammenzählt, kommt man auf die Summe 402 und nicht 409. Auch seine Kollegen rechneten nach und wiesen ihn auf seinen Rechenfehler hin. Er lachte: „Baruch Hashem, G'tt sei Dank, bin ich froh, dass ich nicht gut in Mathematik bin. In der Schule fanden meine Lehrer und ich es als Nachteil, dass ich nicht addieren konnte. Jetzt aber stellt es sich als Vorteil heraus. Und der liebe G'tt hat sogar geholfen, dass ich den richtigen Rechenfehler mache.“ Auch in diesem Fall wurde ein früherer Nachteil ein späterer Vorteil. Also seid nicht frustriert, wenn etwas falsch zu laufen scheint. Denn der liebe G'tt könnte daraus immer etwas Gutes machen.

Von Mosche Rabbenu, unserem Lehrer Moses, wird in der Tora berichtet, dass er einen Sprachfehler hatte. Wie es dazu kam, werde ich heute nicht erzählen. Wer das wissen will, muss ab Rosch Haschana in eine meiner Schiurim – Tora-Stunden – kommen (bitte um Anmeldung unter [chaimke@gmx.at](mailto:chaimke@gmx.at)).

## Der Vorteil vom Nachteil

Die Rabbiner wenden ein, dass Moses, der größte unserer Propheten, eigentlich keinen Sprachfehler haben sollte. Aber sie haben zu jeder Frage eine Antwort, und meistens wissen sie die Antwort

schon, bevor Sie die Frage formuliert haben. Die anderen Propheten, die verschiedene spirituelle Botschaften an das jüdische Volk richteten, mussten ihre Worte mit viel Fantasie und Redegewandtheit ausschmücken. Die Aufgabe von Moses war allerdings, die Tora dem jüdischen Volk wörtlich zu überbringen, so wie sie ihm der Ewige „diktiert“ hat, und nichts hinzuzufügen oder wegzulassen. Hier wäre Rhetorik unangebracht. Denn es ging ja, wie schon gesagt, um die wörtliche Überlieferung. Also ist auch da der Nachteil ein Vorteil.

Rosch Haschana heißt „Kopf des Jahres“ und es bedeutet, dass wir selbst uns bessern müssen oder dass sich Dinge zum Guten entwickeln. Manchmal stellt sich heraus, dass etwas, das wir als schlecht empfanden, gut war: so wie die Tatsache, dass ich den Stift verloren habe. Oder dass der junge Mann nicht gut rechnen konnte. Ein wesentlicher Teil der jüdischen Identität ist, nicht aufzugeben oder die Hoffnung zu verlieren, wenn etwas nicht gut verläuft. Dies hat mit dazu beigetragen, dass es uns noch gibt.

Zu Beginn des neuen Jahres erinnern wir uns immer an die Dinge, die wir falsch gemacht haben. Die jüdische Identität besteht darin, nicht in Schuldgefühlen zu versinken, sondern zu versuchen, es im neuen Jahr besser zu machen. Schana tova.

*Soeben ist Paul Chaim Eisenbergs Kompendium jüdischer Ein- und Zwischenfälle, „Das ABC vom Glück. Jüdische Weisheit für jede Lebenslage“, im Brandstätter Verlag erschienen.*

# Loipersdorfer Spurensuche und jüdische Agenten

**Über Filmstars unter dem NS-Regime, eine Monografie über den Grafiker Rudolf Schönwald, eine historische Spurensuche und jüdische Agenten in Tirol: die Neuerscheinungen am Büchermarkt.**

VON GREGOR AUENHAMMER

„Dass in diesem Kompositum allgegenwärtiger Unbehaustheit ein Friedhof das Einzige ist, was eine Ahnung von Heimeligkeit vermittelt, sagt alles.“ Derart literarisch beschreibt Wolfgang Freitag das Terrain in und um den Linzer Friedhof St. Martin, die letzte Ruhestätte von meist namenlosen Opfern des Zweiten Weltkriegs: KZ-Opfer, Flüchtlinge, Bombenopfer, Soldaten. Besucht hat Freitag – Leiter des *Presse-„Spectrums“*, Dramaturg und Autor – den beklemmenden Ort im Zuge einer Recherche für sein Buch *Der Fall Karl Horvath*. Freitag beschreibt darin ein Einzelschicksal als Fallstudie: 1939 als „Asozialer“ nach Dachau de-



Wolfgang Freitag  
**Der Fall Karl Horvath.** Ein Loipersdorfer „Zigeuner“ vor dem Linzer Volksgericht. Mandelbaum-Verlag, Wien 2018  
128 Seiten, EUR 15,-

portiert, 1945 aus dem KZ Mauthausen/Gusen befreit, 1946 als vermeintlicher Kriegsverbrecher angeklagt, 1948 vom Linzer Volksgericht verurteilt und 1952 in Verfahrenswiederaufnahme freigesprochen, war Karl Horvath für den Rest seines Lebens gezeichnet. Sein Kampf um Rehabilitierung, sein anschließendes Ringen um Entschädigung sowie persönliche Erinnerungen an ihn vervollständigen ein Bild, das singuläre Einblicke in

die Welt der Nachkriegsjahre bietet.

Das Schicksal des Loipersdorfer „Zigeuners“ Karl Horvath zeichnet nicht nur viele gesellschaftspolitischen Verwerfungen nach dem Untergang der Habsburgermonarchie nach, sondern auch die kontinuierliche Verfolgung und Kriminalisierung, der die Volksgruppe der Roma damals ausgesetzt war. Immerhin wurde die Volksgruppe der Sinti und Roma in Österreich erst im Dezember 1993 als solche anerkannt. Abgesehen vom penibel recherchierten, minutiös und eloquent formulierten Bericht besticht Freitags historische Spurensuche vor allem durch sprachliche Brillanz, Empathie und Humanismus.

In Dokumenten, Protokollen und Prozessakten werden Konflikte zwischen Juden und Nichtjuden, politischen und ethnischen Häftlingen sichtbar. Erschreckende gegenseitige Vorwürfe, entlarvende Vorurteile, Kriminalisierungen und Vorverurteilungen. Flucht und Ausflucht, Kompetenz und Inkompetenz. Irrwege zum Recht, zur Gerechtigkeit. Beispielhaft nennt Freitag die Selbstverständlichkeit der Verwendung des Wortes „Zigeuner“ in Lexika und im Alltag bis ins späte 20. Jahrhundert. „So wie sich bis heute nicht allzu viele etwas dabei denken, wenn auf einen Farbton namens ‚Hautfarben‘ die Sprache kommt, sei’s in größeren Buntstiftsortiments, sei’s in Dessous-Geschäften.“ Diskursiv. Keineswegs schwarz-weiß. Verstörend, wichtig.

## Ohne Pathos

Auch wenn es in der Filmgeschichte mittlerweile jede Menge Zeugnisse, Erzählungen, Dokumentationen, Komödien und Dramen über Agenten gibt, die im Untergrund versuchten, das verbrecherische und totalitäre Nazi-Regime zu infiltrieren, zu unterwandern, durch Sabotage zu schwächen und/oder zu been-



Peter Pirker  
**Codename Brooklyn.** Jüdische Agenten im Feindesland. Die Operation Greenup 1945. Tyrolia-Verlag, Innsbruck/Wien 2019  
368 Seiten, EUR 29,95

den, ist die wahre Geschichte jüdischer Geheimagenten weitgehend unbekannt. Zudem hat die Realität mit Klamauk à la Gert Fröbe, verkitscht-pathetischen Heldenepen oder martialischen Blutopern wie Quentin Tarantinos *Inglourious Basterds* wenig gemein.

Eine wahre Geschichte von Widerstand, Verfolgung und Befreiung recherchierte Peter Pirker für *Codename Brooklyn*. Er seziert die reale Historie jüdischer Agenten aus Holland, Deutschland und Österreich im Feindesland. Unter dem Decknamen „Operation Greenup“ mutierte nämlich Innsbruck anno 1945 zu Brooklyn. In der Nacht auf den 26. Februar 1945 landeten ein holländischer und ein deutscher Jude mit einem Tiroler Wehrmachtsdeserteur per Fallschirm in Tirol. Sie sollten dem US-Geheimdienst Informationen aus der Alpenfestung der Nazis liefern. Frauen aus Oberperfuss halfen ihnen. Die Gestapo folterte und tötete, um sie zu entarnen. Über zwei Monate entspann sich ein Drama, das schließlich in die kampflose Befreiung Innsbrucks mündete.

Peter Pirker, Historiker und Politikwissenschaftler, hat schon zahlreiche Publikationen zur NS-Herrschaft im Alpen-Adria-Raum, Widerstand, Exil und Geheimdienste im Zweiten Weltkrieg, zu Geschichtspolitik und Erinnerungskultur verfasst. Mit *Codename Brooklyn* fügt er seinem Œuvre ein spannendes Kapitel Tiroler Zeitgeschichte hinzu. *nu*



**Paul Chaim Eisenberg**

ist Oberrabbiner, der alle Regeln beherrscht und Ausnahmen findet, wenn er jemandem helfen will! Singt gern und macht gern Menschen eine Freude.



**Marc Ottiker**

ist 1967 in Zürich geboren. Von 1988 bis 1993 studierte er an der Deutschen Film und Fernsehakademie Berlin. Er lebt als freischaffender Drehbuchautor und Regisseur in Berlin.



**Martin Engelberg**

ist Psychoanalytiker, Consultant und Coach, geschäftsführender Gesellschafter der Vienna Consulting Group, Abgeordneter zum Nationalrat, Präsident der Sigmund-Freud-Gesellschaft, Mitbegründer, langjähriger Herausgeber (bis 2017) und Autor von **NU**.



**Michael Pekler**

Der **NU**-Chef vom Dienst ist Filmkritiker und -buchautor. Er schreibt u.a. für das Schweizer *Filmbulletin*, den *Freitag* und den *Falter*.



**Eric Frey**

ist Chef vom Dienst bei der Wiener Tageszeitung *Der Standard*, Österreich-Korrespondent der Londoner Wirtschaftszeitungen *Financial Times* und *The Economist* sowie Buchautor.



**Ronald Pohl**

ist Feuilletonredakteur und erster Theaterkritiker der Tageszeitung *Der Standard*. Zahlreiche belletristische Publikationen, zuletzt im Verlag Ritter: *Kind aus Blau*. Roman der Rückbildung. Ein Miles-Davis-Brevier.



**Gabriele Flossmann**

ist freie Autorin. Die Filmexpertin hat viele Jahre das Filmressort der ORF-Kulturabteilung geleitet und ist mit Filmschaffenden weltweit bestens vernetzt.



**Jonathan Rosenblum**

Der Rabbiner und Gründungsdirektor von Jewish Media Resources setzt sich für ein besseres Verständnis des ultraorthodoxen Judentums ein. Von 1997 bis 2017 war der gebürtige US-Amerikaner, der seit 1979 in Israel lebt, Kolumnist der *Jerusalem Post*.



**George Frey**

lebt mit seiner Familie in Wien und ist Unternehmer.



**Michael Reimprecht**

ist Diplomat, war zuletzt European Union Fellow an der USC in Los Angeles, davor Leiter der Nahostabteilung des Europäischen Parlaments in Brüssel und Direktor des Informationsbüros des EU-Parlaments in Wien.



**Gabriele Kohlbauer**

ist für die Sammlungsleitung des Jüdischen Museums Wien zuständig und ebendort als Kuratorin tätig.



**Andrea Schurian**

Die **NU**-Chefredakteurin ist Autorin einer ständigen Kolumne in der Tageszeitung *Die Presse*. Die ehemalige ORF-Journalistin und Moderatorin leitete mehr als neun Jahre lang das Kulturreport in der Tageszeitung *Der Standard*. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaften.



**Danny Leder**

ist Journalist, seit 1981 in Paris tätig, u.a. Korrespondent des Kurier. Laufende Veröffentlichungen zum Verhältnis zwischen Juden und Muslimen in Frankreich. Homepage: [www.danny-leder.net](http://www.danny-leder.net)



**Dodie Schurzel**

ist das Pseudonym eines 1997 geborenen Wieners. Er studiert in Italien Kunst, Film und Medien und dreht seine ersten Dokumentarfilme.



**Konrad Paul Liessmann**

ist Philosoph, Essayist und Kulturpublizist. Er ist Universitätsprofessor für „Methoden der Vermittlung von Philosophie und Ethik“ an der Universität Wien. Bei der Überreichung des Paul-Watzlawick-Ehrenrings 2016 wurde Liessmann als „einer der prägnantesten und in der breiten Öffentlichkeit bekanntesten Intellektuellen Österreichs“ geehrt.



**Ronni Sinai**

ist als freier Mitarbeiter für das Magazin **NU** tätig.



**Arnold Metznitzner**

ist ein aus Kärnten gebürtiger Theologe und Psychotherapeut mit freier Praxis in Wien. Er hat zahlreiche Bücher zu Fragen von Lebensqualität und seelischer Gesundheit publiziert, u.a. *Steh auf und geh. Die therapeutische Kraft biblischer Texte* (2013) und zuletzt *Der ermutigte Mensch. Durch Resonanz meinen Platz im Leben finden* (2019). [www.metzniizer.at](http://www.metzniizer.at)



**Nathan Spasić**

ist freischaffender Fotograf aus Wien und studiert an der Universität für angewandte Kunst. Seinen Fokus legt er auf Themen wie Prekariat, Marginalisierung und Rechtsextremismus. Derzeit arbeitet er an einem Dokumentarfilm über den Jugoslawienkrieg.



**Mark Elias Napadenski**

studiert Kunstgeschichte in Wien. Der Sohn einer aschkenasisch-kafkasischen Familie arbeitet u.a. im Forschungsprojekt „Stadt-Land-Kind“ mit und betreut für das Hilfswerk einmal pro Woche Menschen mit Beeinträchtigungen.



**Danielle Spera**

Die **NU**-Herausgeberin ist Direktorin des Jüdischen Museums Wien. Davor war sie ORF-Journalistin und Moderatorin. Sie studierte Publizistik und Politikwissenschaft.



**Rosalinda Napadenski**

hat Philosophie studiert und beendet demnächst ihr Masterstudium in Theater-, Film und Medienwissenschaften an der Uni Wien. Die ausgebildete Tanz- und Akrobatiklehrerin sowie Spielpädagogin ist derzeit Regieassistentin für das politische Tanzstück *Nicht einmal das Schweigen*.



**René Wachtel**

lebt in Wien, ist selbstständig.

**IMPRESSUM**

**HERAUSGEBER UND MEDIENINHABER**  
Arbeitsgemeinschaft  
jüdisches Forum  
Gölsdorfgasse 3, 1010 Wien

**STÄNDIGES REDAKTIONSTEAM**

Danielle Spera (Herausgeberin)  
Andrea Schurian  
(Chefredakteurin)  
Michael Pekler (Chef vom Dienst)  
Vera Ribarich (Lektorat)

**SATZ & LAYOUT**

Ivan Srecković  
**DRUCK**  
Riedeldruck GmbH  
Bockfließstraße 60,  
2214 Auersthal

**OFFENLEGUNG GEMÄSS MEDIENGESETZ**

Verein Arbeitsgemeinschaft  
jüdisches Forum mit Sitz in 1010  
Wien, Gölsdorfgasse 3  
Obfrau: Danielle Spera

Grundsätzliche Richtung: **NU**  
ist ein Informationsmagazin für  
Juden in Österreich und für ihnen  
nahestehende, an jüdischen  
Fragen interessierte Menschen.  
**NU** will den demokratischen  
Diskurs fördern.

# FAKTEN

## STATT WAHLVERSPRECHEN.



© Jeff Mangione; Shutterstock/Galya Andrushko

P.b.b. • Verlagspostamt 1010 Wien  
Zulassungsnr.: 02Z033113M

**Unabhängiger Journalismus betrachtet Fakten immer von mehreren Seiten. Und stellt die richtigen Fragen.**

Das macht den KURIER zu einer guten Wahl bei der Wahl.  
Online, im Fernsehen und auf Papier.

**KURIER.at/wahl**

# KURIER

**GUTE FRAGEN.  
GUTE ANTWORTEN.**